Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 56 (1960)

Heft: 1-2

Artikel: Scythica Vergiliana : ethnographisches, archäologisches und mythologisches zu Vergils Georgica 3, 367 ff.

Autor: [s.n.]

Kapitel: 1. - 4.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-115459

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Scythica Vergiliana

Ethnographisches, Archäologisches und Mythologisches zu Vergils Georgica 3, 367ff.

Von *Karl Meuli*, Basel

1. *Vergil über Schneeschuhjagd*

Vergil schildert in den Georgica 3, 322ff. den Sommertag des Hirten im heimatlich paradiesischen Italien als das Geschenk einer aus der Fülle ihres Reichtums gütig spendenden Natur. In wohltuendem Wechsel geleitet sie Mensch und Tier vom taufrischen Morgen über Mittagshitze und Abendkühle in die Ruhe der mondbeglänzten Nacht; für die von der Sonnenglut Bedrängten hat sie schützenden Schatten bereit im Wald oder unter einer mächtigen Eiche, für die Dürstenden erquickendes Wasser. Wie anders ist es doch im sonnenversengten äussersten Süden, in der barbarischen Kälte des hohen Nordens, wo der Himmel nur Feindschaft, die Natur kein Mass zu kennen scheint (339ff.)! Es ist das Ärgste, was man einem Hirten wünschen kann, er möge seine Herden zur Winterszeit in den edonischen Bergen am Hebrus, im Sommer unter dem Zeichen des Krebses bei den hintersten Äthiopen weiden müssen, wo man nicht einmal mehr den Nil sieht[1]. Mit diesen kontrastierenden Bildern macht der Dichter so recht anschaulich, wie gesegnet sein Italien, die *Saturnia tellus*, als Land der Mitte ist[2].

Die grossartige Schilderung libyschen Hirtenlebens steht ganz in dieser Gegensatztendenz. Wie gut hat es doch der italische Hirte gegenüber diesen Bemitleidenswerten, die, ihre ganze Habe mit sich schleppend, ohne Rast, ohne bergende Heimstätte, die Herden durch endlose wüste Weiten treiben müssen wie im harten Zwang des Kriegsdienstes! In anderer Richtung verläuft die Schilderung des skythischen Winters (349–383). Wohl ist es schrecklich, dass das Vieh in den Ställen

---

[1] Theocr. 7, 111ff. vgl. Vergil. Ecl. 10, 65ff. Horat. c. 1, 22, 17ff.

[2] Heute versteht man die dichterische Funktion der beiden «eigenartigsten Exkurse» der Georgica wohl allgemein in dieser Weise, zumal nach E. Burck, Hermes 64 (1929) 309f. Will Richter, Vergil, Georgica, herausgegeben und erklärt (1957) 98f. 302f., wo weiteres. 'Exkurs' sollte man dann, nach Burck, freilich nicht mehr sagen. Den alten Topos der glücklichen Mittellage, den wahrscheinlich schon Hekataios für Ionien verwendet hat (Herod. 1, 142; vgl. den Autor de aëre aquis locis 12: Jacoby RE 7, 2706. Trüdinger, Studien zur Geschichte der griech.-röm. Ethnographie, Diss. Basel 1918, 52 Anm. 1. F. Heinimann, Nomos und Physis 1945, 22), fand Vergil «leise vorgedeutet» bei Varro de re rust. 1, 2, 3f. (Burck a.O.), noch mehr vielleicht bei Theokrit a.O., der ja schon unmittelbar vorher Anregung gegeben hatte (Verg. 328 ∼ Theokr. 7, 138ff.; Verg. 338 ∼ 141; vgl. Richter z. St.).

bleiben muss, dass es sieben Ellen hohen Schnee gibt[3], nirgends aber Gras oder Laub; wohl ist es schrecklich, dass die Sonne, wie bei den Kimmeriern Homers, kaum je durchzudringen vermag, dass ständig eisige Winde blasen (352–359). Aber das was folgt, erregt nicht so sehr Schrecken und Mitleid als Staunen: wo Schiffe fuhren, da fahren jetzt Wagen, denn die Wogen sind Eis; nicht geschöpft wird der Wein, sondern mit Äxten zerhauen: auch er ist gefroren, und selbst eherne Gefässe werden vom Eis zersprengt[4]; die Kleider erstarren im Frost sogar am warmen Menschenleib, und den Männern wachsen Eiszapfen im struppigen Bart (360–366). Hat der Dichter mit diesen *θαυμάσια*[5] oft schon nahe ans Erheiternde, ja ans Komische herangeführt, so ruft er nun noch eine andere Stimmung herauf. Nichts mehr von Hirten, von denen ohnehin wenig genug die Rede war, nichts von Homers Rossemelkern etwa, von skythischen Nomaden: Jäger treten jetzt auf den Plan.

interea toto non setius aëre ningit:
intereunt pecudes, stant circumfusa pruinis
corpora magna boum, confertoque agmine cervi
370 torpent mole nova et summis vix cornibus exstant.
hos non immissis canibus, non cassibus ullis
puniceaeve agitant pavidos formidine pennae,
sed frustra oppositum trudentis pectore montem
comminus obtruncant ferro graviterque rudentis
375 caedunt et magno laeti clamore reportant.
ipsi in defossis specubus secura sub alta
otia agunt terra congestaque robora totasque
advolvere focis ulmos ignique dedere.
hic noctem ludo ducunt et pocula laeti

[3] Heyne paraphrasiert V. 354 *iacet aggeribus niveis informis et alto | terra gelu late septemque assurgit in ulnas* mit den Worten «nix, qua obducta est terra, assurgit in septem ulnas». Gewiss ist nicht eine sieben Ellen tiefe 'Vergletscherung' gemeint (Richter); *gelu* ist vom vereisten Schnee zu verstehen, allenfalls von den Gewässern (360 *in flumine*, 365 *lacunae*).

[4] Im Asklepiosheiligtum zu Pantikapaion (Kertsch) war ein vom Eis gesprengter eherner Krug zu sehen, den der Priester Stratios aufgestellt hatte, nicht «als schönes Weihgeschenk für den Gott, sondern als Denkmal eines gewaltigen Frostes (*ἐπίδειγμα χειμῶνος μεγάλου*)», wie das beigeschriebene Epigramm verkündete. Eratosthenes hatte es mitgeteilt; Strabo, der dies berichtet (2 p. 74), kommt in ähnlichem Zusammenhang ein zweites Mal darauf zu sprechen (7 p. 307) und verallgemeinert nun mit den Worten *ῥήττονται δὲ χαλκαῖ ὑδρίαι, τὰ δ'ἐνόντα συμπήττεται.*

[5] Der Topos der *θωμάσια, θώματα* war in der ionischen Ethnographie schon vor Herodot fest; Trüdinger a.O. 93 verweist dafür besonders auf Herod. 1, 93 und 4, 32 *θώματα δὲ ἡ χώρη αὕτη οὐκ ἔχει.* Sicher abgegrenzt war der Topos freilich nicht; was Vergil bringt, nähert sich z.T. den 'paradoxographischen' Formen Trüdingers (34ff.). Vgl. besonders Agatharchides de mari Erythraeo bei Diodor. 3, 65 = Geogr. graeci min. 1, 156.

380 fermento atque acidis imitantur vitea sorbis.
talis Hyperboreo septem subiecta trioni
gens effrena virum Riphaeo tunditur Euro
et pecudum fulvis velatur corpora saetis.

«Unterdessen schneits im ganzen Himmelsraum nicht weniger (gewaltig als es friert): zugrunde geht das Vieh, von Schnee umschlossen sind die mächtigen Leiber der Rinder, und die Hirsche, in dicht gedrängtem Rudel, sind (gleichsam) gelähmt durch die unerhörten (Schnee-)Massen; kaum mit der Spitze des Geweihs ragen sie noch daraus hervor. Die hetzen sie nicht mit Hunden, keine Fangnetze, keine roten Federn hängen sie auf als schreckendes Blendgerät[6], um die scheuen Tiere zu jagen; sondern während sie ohnmächtig sich mühen, den lastenden Schneeberg mit der Brust wegzustossen, kommen die Jäger ganz nah an sie heran, schlagen sie mit ihrem Eisen nieder, töten die dumpf brüllenden Tiere und schaffen sie voll Freude (*laeti* 375) heim mit lautem Geschrei. Sie selber verbringen in Gruben, die sie tief unter die Erde graben, sorgenfrei und müssig ihre Zeit; hartes Holz in Haufen, ja ganze Baumstämme (*ulmos* 378) wälzen sie zum Herd und tun sie ins Feuer; da bringen sie denn die (eisige Winter-) Nacht zu mit Spiel und trinken höchst vergnügt (*laeti* 379) ein Gebräu von sauern Sperberbeeren[7], Nachahmung des Rebensaftes. So lebt das unbändig starke Volk von Männern, das unter dem nordischen Siebengestirn vom Eurus, der von den Riphaen her bläst, sich peitschen lässt und sich in die rauhen gelbbraunen Pelze von Tieren[8] hüllt.»

Das alles hat, wie Goethe von Schillers «Nadowessischer Totenklage» rühmt, «seinen echten realistisch-humoristischen Charakter, der

---

[6] Blendzeug wird nur bei den Römern, bei den Griechen nicht erwähnt (Orth, RE 9, 571).

[7] Der Ausdruck V. 380 ist als Hendiadyoin zu verstehen; an Bier ist ohnehin nicht zu denken, da es bei diesem Jägervolk weder Gerste noch sonst Getreide gibt. Die vorher geschilderten Völker besassen Wein (364), unsere Jäger nicht.

[8] *pecudes* braucht Vergil meist im Sinn von 'Vieh', 'Haustiere', etwa im Gegensatz zu *ferae* (Georg. 3, 243. 480; Aen. 4, 525), oder zur Bezeichnung der Opfertiere; mit der Bedeutung 'tierische Lebewesen' erscheint das Wort gern in gehobener Sprache, wo von der Schöpfung die Rede ist (Georg. 2, 340 *cum primae lucem pecudes hausere;* ähnlich Aen. 1, 743 *unde hominum genus et pecudes.* 6, 728 *inde hominum pecudumque genus*), aber auch, wie bei andern Autoren, im Sinne etwa von 'Landtieren', das Wild eingeschlossen (Aen. 8, 27). Man ist also wegen *pecudum* nicht gezwungen, eine Kleidung aus Schaf- oder Ziegenfell zu verstehen (wie Burck a.O. 310 und Büchner, RE 8 A 2, 1298 s.v. Vergilius); Kleinvieh hat Vergil in diesem Abschnitt nicht erwähnt, wenn *pecudes* 368 'Rinder' bedeutet, und das ist wegen 369 anzunehmen. *saetae* (383) 'Borsten' sind der barbarisch rauhe Gegensatz zur weichen Wolle des Schafs (*villis mollibus* 386), *fulvae* (383) 'gelbbraun' sind sie im Gegensatz zu deren schimmerndem Weiss (*albos* 386, *candidus* 387, *niveo* 391); Vergil meint also struppige Pelze irgendwelcher Wildtiere.

wilden Naturen, in solchen Fällen, so wohl ansteht»[9]. Die komischen Elemente sind nicht erst Vergilisch[10]; wie bei *θαυμάσια* und *παράδοξα* überhaupt haben sie sich auch hier ganz natürlich von selber eingestellt. Mit den Kelten des Poseidonios[11] beispielsweise ging es gerade so: sie gleichen Satyrn und Panen mit ihrem Haarschopf, verzehren ihren Braten löwenmässig (*λεοντωδῶς*) und lassen das Bier durch ihren Schnauzbart in die Kehle rinnen wie durch ein Sieb. Bei Vergil ist die Vorstellung von Nacht und Eis, von Nebel, Schnee und Sturm wohl schauderhaft, zumal für einen Bewohner des sonnigen Südens; aber in der Schilderung der Jagd herrscht augenscheinlich eine ganz andere Stimmung: die bewundernde, froh machende Freude an einem reckenhaften, barbarisch gesunden Geschlecht, das über die Schrecken einer unüberwindlich scheinenden Umwelt zu triumphieren weiss.

So lebendig diese Stimmung, so köstlich das Bild auch ist, dem wohlerwogenen, bisher befolgten dichterischen Plan fügt es sich nicht. Dass es im Abschnitt de pecudibus minoribus steht, wo eigentlich vom Schmalvieh zu handeln war, mag noch hingehen; hatte der Dichter doch gleich schon gesagt, es werde schwierig sein, so bescheidenen Dingen wie dem wolletragenden Schaf und der struppigen Ziege poetische Dignität zu verleihen (289f.), und so billigt man ihm Abschweifungen gerade hier gerne zu. Aber geplant waren doch düstere Bilder einer extremen, grausamen Natur, die das heimatliche Idyll noch heller sollten leuchten machen, und zunächst führt der Dichter denn auch wirklich solche aus. Dann jedoch lässt er sich von der Freude an dem urtümlich kräftigen Jägervolk hinreissen, das ihm irgendwo bei der vorbereitenden Lektüre begegnet war, und er nimmt es mit in Kauf, dass dies unplanmässige, heiter stimmende Bild die gewollte Kontrastwirkung jetzt wenn auch nicht aufhebt, so doch erheblich schwächt[12]. Man wird nicht erwarten, dass Vergil dieses sein subjektives Erlebnis hier eingestehe: im Gegenteil, er hat, nachdem sein Entschluss einmal gefasst war, Bedacht genommen, die Jagdszene als zugehörig erscheinen zu lassen und sie in eine möglichst zwanglos ablaufende, natürliche Gedankenfolge einzugliedern. So bereitet er sie denn nach seiner Weise von Beginn der Nordlandschilderung an sorgsam vor. Das Grossvieh in den Ställen (*armenta* schon 352) und die mächtigen Rinder im

[9] Goethe an Schiller 5. Juli 1797.

[10] Wie Richter 305 annimmt.

[11] FgrHist 87 fr. 15. 116.

[12] Burck a.O. 310 stellt fest, die antithetische Haltung sei in den späteren Skythenversen aufgegeben; ausführlicher darüber G. Czech, Die Komposition der Georgika Vergils (Diss. Breslau 1936) 54. Büchner hebt hervor, dass die dunklen Farben gemieden sind und «mit virtuoser Wendung (?) der frohe Jäger in den Blick gezogen» wird (RE 8A 2, 1298).

Schnee (*corpora magna boum* 369), die aus doppelter Ursache gar nicht in diesen Abschnitt gehören, haben dem aufmerksamen Leser mit Recht Schwierigkeiten gemacht; diese werden kaum anders zu lösen sein als durch die Annahme, der Dichter habe mit Erwähnung der grossen zahmen Tiere überleiten wollen zu den grossen Wildtieren, die er unmittelbar neben ihnen im Schnee auftauchen lässt (369)[13]. Mit ebenso peinlicher Sorgfalt leitet er am Schluss der Episode zum Hauptthema zurück, wieder mit Hilfe eines sachlichen Bezugs: die barbarische Tierfellkleidung stellt die Verbindung her zur *cura lanitii*[14]. All das verrät, wie gut er wusste, dass das Stück streng genommen hier nicht zu rechtfertigen war.

Aber wie gut verstehen wir doch, dass der Dichter seinen Fund nicht preisgeben mochte, wie freuen wir uns, dass er sich hat hinreissen lassen! Wie dankbar sind wir ihm für diese liebenswürdige Schwäche! Denn was er damit gerettet hat, das ist ein erlesenes, kostbares Stück altionischer Ethnographie; das Präzise, Anschauliche, packend Lebendige des griechischen Erzählers spricht noch in den kunstvollen Versen des Römers unmittelbar an. Und wenn sich für unser Jagdstück kein Quellennachweis erbringen lässt, so ist es eben einzigartig und darum nur noch höher zu schätzen; seine Herkunft und seine Zuverlässigkeit werden dadurch keineswegs in Frage gestellt. Schon die vorher berichteten Einzelheiten stammen sämtlich aus alter ethnographischer Tradition; also wird der gelehrte, gewissenhafte Vergil sicher auch diese nicht schlechter bezeugt gefunden haben; die Schilderung von Jagdarten, die so manches *θαυμάσιον* boten, gehört ja mindestens seit Hekataios zum festen Bestand griechischer Ethnographie[15]. Wie zuverlässig unser alter Ionier berichtet hat, das erweisen ethnographische Parallelen; sie erschliessen zugleich das volle Verständnis der Stelle, das bisher nicht erreicht war.

Auszugehen hat man dabei von der Frage: warum brechen die Tiere im Schnee ein, die Jäger aber nicht? Die Antwort kann nur lauten:

[13] Dass Vergil bei den *armenta* im Stall (352) an Pferde als die wichtigsten Tiere der Skythen gedacht (Czech a.O. nach W. Kroll, Studien zum Verständnis der röm. Literatur 1924, 194), dass er bei den Rindern draussen (368) die Gespanne gemeint habe, die die Wagen übers Eis ziehen (Ladewig-Jahn; zustimmend Conington-Nettleship; anders, auch nicht überzeugend, Heyne), ist gewiss nicht zutreffend. Magdalena Schmidt (Die Komposition von Vergils Georgica 1930, 130) findet es «fast peinlich, dass Vergil ... das Kleinvieh gewissermassen erst aus dem Wege räumt, um über die Rinder zu den Hirschen zu gelangen». Vgl. Richter 306.

[14] Burck 310. Czech 55. M. Schmidt (s. vorige Anm.) a.O. Richter scheint zu schwanken (vgl. S. 96 und 307). Vgl. oben S. 90 Anm. 8.

[15] Herodot 2, 70ff. schildert die denkwürdigste Art, Nilkrokodile zu jagen, nach Hekataios (FgrHist 1 fr. 324); vgl. Herod. 4, 22. Es ist nicht eigentliche Jagdliteratur anzunehmen (Richter 306).

weil die Jäger Schneeschuhe tragen. Man betrachte unsere Bilder (Tf. 1–5), und man wird gestehen müssen: eine schlagendere Veranschaulichung von Vergils Schilderung lässt sich kaum denken. Es sind freilich keine 'Hirsche', sondern Buffalos; keine Skythen, sondern Indianer; nicht Russland oder Sibirien, sondern die Great Plains, die weiten, einst so herrlichen Jagdgründe der Rothäute. Dargestellt sind auf Tafel 1–4 wohl Sioux-Indianer, vielleicht Mandan, zu Beginn der dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Als der Maler George Catlin[16] 1832 auf dem Missouri mit dem ersten Dampfer, der ihn befuhr, bis Fort Union kam (an der Mündung des Yellowstone River, ungefähr auf der Grenzlinie des heutigen Montana und Nord-Dakota), da waren die 'Great Plains', die Grossen Ebenen, noch indianisches Land, ihre Bewohner noch so unabhängig wie ihre Ahnen bei der Ankunft der ersten Bleichgesichter. Nur einige Trapper und Händler vertraten Europa; Cowboys, Prospektoren, Landvermesser, Siedler gab es noch nicht, wohl aber die riesigen Büffelherden. Fünf Jahre nach Catlins Besuch waren die Mandan von eingeschleppten Pocken fast ganz dahingerafft; nicht gar lange darnach war es auch gelungen, die einst unerschöpflich scheinenden Büffelherden auszurotten. Catlin hat also gerade noch im letzten Augenblick einen sehr altertümlichen Zustand im Bild festgehalten. Das gleiche hatte ein Jahrzehnt zuvor mit noch grösserer dokumentarischer Zuverlässigkeit ein Berner Bub getan, der Indianermaler Peter Rindisbacher[17], der 1821 mit fünfzehn Jahren aus dem Emmental nach Kanada gekommen war (s. Tf. 5). Trotzdem: ist es nicht allzu verwegen, eine Nachricht, die vermutlich von einem Griechen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts stammt, durch Sitten nordamerikanischer Indianer des 19. nachchristlichen Jahrhunderts erläutern zu wollen? Es wird im folgenden zu zeigen sein, dass die Schneeschuhjagd eine im ganzen nördlichen Eurasien und im Norden Amerikas, also von Skandinavien bis Labrador, verbreitete Erscheinung von weltgeschichtlicher Bedeutung ist. Wie gerne legten wir Bilder von Schneeschuhjagden vor, die etwa im Gebiet zwischen Wolgaknie und südlichem Ural oder in Sibirien spielen, wüssten wir nur einen Maler, der sie festgehalten hätte; das wäre noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein möglich gewesen. Da dies nicht geschehen ist, halten wir uns an Rindisbachers und an Catlins Darstellungen aus dem fernen Osten des zusammenhängenden Schneeschuhjagdgebiets.

[16] Über Catlin s. John C. Ewers, George Catlin, Painter of Indians and the West: Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for 1955 (Washington 1956) 483 ff.

[17] Über Rindisbacher s. unten den ersten Exkurs.

Aber, wird man fragen: wie kommt es, dass Vergil gerade das Entscheidende, die Schneeschuhe, nicht nennt? Fand er ein Eingehen auf technische Einzelheiten, das dann wohl nötig gewesen wäre, dem Stil seines Gedichts nicht angemessen? Hat er oder der Autor, dem er folgt, mehr Gewicht auf das Wunderbare, das *παράδοξον*, gelegt? Das wird schwer auszumachen sein. Dafür haben wir eine merkwürdige Parallele, die jedenfalls zeigt, wie es zugegangen sein kann und mit was für Möglichkeiten zu rechnen ist. Schiller[18] lässt in seinem Gedicht «Nadowessiers Totenlied» die Trauernden das Lob des Toten verkünden mit den Fragen «(ach, wohin ist Leben und Kraft dieses Leibes entschwunden?)

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh?»

Schillers Gewährsmann, Jonathan Carver[19], erzählt von «Elendsthieren, Rehen und Rennthieren»; das «Elendsthier» hat Schiller also durch einen mächtigen Hirsch ersetzt. Von der Elchjagd berichtet Carver gleich anschliessend wie folgt: «Wenn die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, auf dem sich aber durch den Nachtfrost eine Art Rinde setzt, so bricht dies schwere Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kann sich nicht ohne viele Mühe wieder losmachen, und daher wird es von den Indiern leicht eingeholt und erlegt» – dank ihren Schneeschuhen, ist mit Sicherheit hinzusetzen: Carver redet ganz in den Formeln, deren sich die Berichterstatter über die Schneeschuhjagd überall und immer wieder bedienen; seine Nadowessier sind Sioux, Nachbarn und nächste Verwandte der von Catlin besuchten Stämme, denen die Schneeschuhe lebensnotwendig und selbstverständlich waren; Carvers Gewährsmann La Hontan endlich, auf den er hier zurückgeht, schildert die Schneeschuhe und die mit ihnen betriebene Jagdweise aufs ausführlichste[20]. Es ist seltsam, aber nicht zu bezweifeln: beim Weitergeben des Berichts von einer Hand in die andere ist der Schneeschuh, trotz seiner anscheinen-

[18] s. unten den zweiten Exkurs: Schillers «Nadowessische Totenklage».

[19] Johann (falsch für Jonathan) Carvers Reisen durch die inneren Gegenden von Nord-Amerika usw. (Hamburg 1780) 249f.

[20] s. unten den zweiten Exkurs.

den Unentbehrlichkeit, verloren gegangen; Schiller hat einen gerade noch erkennbaren Rest der Schneejagdschilderung bewahrt, aber die volle Anschauung davon nicht mehr gehabt. Einen ähnlichen Vorgang mag man sich bei Vergil denken.

Was Vergil weiter von den nordischen Schneeschuhjägern erzählt, fügt sich aufs beste in das Bild, das Völkerkunde und Vorgeschichte von ihnen geben.

In dichtgedrängtem Rudel, heisst es (*conferto agmine* 369), stünden die hilflosen Tiere im Schnee. Die wilden Rentiere pflegen sich, wenn der Schnee sehr tief liegt, in Scharen an begrenzten, für die Nahrungssuche günstigeren Plätzen zusammenzudrängen und sich von da aus einige Pfade zu treten. Diese Lager (*kiekero*) umstellen die Waldlappen und jagen die Tiere in den Tiefschnee, wo sie dann «nicht zu weit kommen, bis ihnen der Mann mit dem Spiess über dem Kopf ist ... So schlachten sie die ganze Rentierherde, sodass keines entrinnt, und wenn es noch so viele wären.»[21] Die Tungusen verstanden es nach Middendorff[22] meisterhaft, die Tiere anzupirschen und in eine gewollte Richtung zu drängen, etwa von schneeärmeren Höhen in Täler mit zusammengewehten Schneemassen[23], oder Rentiere von der Tundra in den Wald; das konnte lange dauern, so dass das Hetzen oft erst gegen Abend des Jagdtages begann. Dann aber wurden die Tiere auf ausserordentlich leichten Jagdschneeschuhen ausser Atem gejagt, eingeholt und nicht selten mit dem Messer abgestochen (was beim Elch gefährlich war, da er heftig schlägt und stösst), nicht selten aber auch aus der Entfernung von nur wenigen Schritten «mit dem Pfeil verpudelt», weil auch der Jäger so ausser Atem kam, dass es ihm nicht gelang, den Bogen recht zu spannen. Middendorff traf im Aldangebirge zwei Tungusen, die bei Tiefschnee mit verglaster Kruste binnen drei Wochen nicht weniger als 600 Rentiere auf diese Weise erlegt hatten; was natürlich nur bei Rentierrudeln möglich war. Ostjaksamojeden und Jenissei-Ostjaken trieben Wildrentiere mit einer Kette von Skiläufern von der Tundra in den lockern tiefen Schnee des Waldes; hier war es dann nicht schwer, sie abzustechen, niederzuschlagen oder auch mit dem Lasso lebend zu fangen[24]. Solche Verfahren, die uns heute mit Recht

[21] U. T. Sirelius, Mémoires Soc. finno-ougrienne 35 Nr. 14 (1914) 21, nach J.J. Tornaeus (1672).

[22] A. Th. v. Middendorffs Sibirische Reise 4, 2, 2 (1874) 1378.

[23] P. S. Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs 1 (1771) 199; das Folgende wieder nach Middendorff.

[24] Kai Donner, Journ. Soc. finno-ougrienne 44, 2 (1930) 10; danach K. B. Wiklund, Folk-Liv 1938, 385. Nach Pallas, Reise a.O. 3 (1776) 88 sind diese ostjakischen und samojedischen Jagdmethoden «von den an andern Orten Sibiriens und auch zum Theil in Russland gebräuchlichen wenig unterschieden».

als eigentlich barbarisch, als unweidmännisch roh und unverständig gelten, waren einst berechtigt wenn nicht lebensnotwendig und gehen wie andere gemeinschaftliche Treibjagden gewiss weit in die Vorzeit zurück[25]. Aus neuerer Zeit werden sie nur aus Gegenden gemeldet, wo es dank dem immer noch unerschöpften Wildreichtum fast unbegrenzte Jagdfreiheit gab; so sollen – wann, wird nicht gesagt – Bauern eines Dorfes im Gouvernement Nowgorod ein grösseres Rudel Elche, darunter 27 beschlagene Elchkühe, auf diese Weise erlegt haben, Bauern eines Dorfes im Gouvernement Kostroma an einem Tag gegen dreihundert Elche[26]. Auch die Elche schlagen sich eben zu Rudeln zusammen[27].

Die Jäger, sagt Vergil, schaffen ihre Beute heim mit lautem Freudengeschrei (*magno laeti clamore reportant* 375). Das ist nicht spontaner zufälliger Ausdruck ihrer Freude, sondern festes verpflichtendes Zeremoniell. Soll das Jagdglück wiederkehren, so haben die Daheimgebliebenen, namentlich die Weiber, die getöteten Tiere in herkömmlichen Formen der Ehrerbietung zu empfangen, zu begrüssen, auch etwa Opfer zu bringen; und damit sie ihre Vorbereitungen rechtzeitig treffen können, kündigen sich die erfolgreichen Jäger schon von weitem an. Grundsätzlich hält man das mit jedem Tier so; die Jakuten beispielsweise bleiben auch mit einem harmlosen Füchslein zuerst vor der Wohnung stehen, klopfen an die Tür und rufen: «Der Waldgeist hat beschert!» worauf die drinnen dem Waldgeist sofort Opfer bringen, dann das Tier draussen begrüssen und es zum feierlichen Einzug mit einer Mütze schmücken[28]. Natürlich werden bessere Tiere noch schöner behandelt; am reichsten entwickelt ist das Zeremoniell bei grossen numinosen Tieren, namentlich beim Bär. Die Ankündigung kann auf verschiedenste Weise erfolgen. Die Jäger schicken etwa heimlich stumme Zeichen voraus wie Stöcke, Ruten; sie schlagen an Bäume oder auf die Erde, dass es weithin tönt; sie «schreien, jodeln oder

---

[25] F. Hančar, Das Pferd in prähistorischer und früher historischer Zeit = Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik 11 (1956) 328ff. mit Tf. 14 glaubt eine Schneeschuh-Treibjagd auf Rentiere zu erkennen in einer Felszeichnung an der Onegabucht des Weissen Meers, die auf die Zeit 2500/1700 v.Chr. datiert wird. Dass Skifahrer und Rentiere dargestellt sind, ist gewiss; nach dem Charakter dieser Felsbilder bleibt es aber mindestens zweifelhaft, ob alle diese Einzelbilder als Teile eines einheitlich geplanten Grossgemäldes verstanden werden dürfen; ihr Entdecker und Herausgeber W. J. Raudonikas deutet jedenfalls nicht so (Les gravures rupestres du Lac Onéga et de la Mer Blanche 2, Moscou-Léningrade 1938, Tf. 3ff. und S. 110ff.).

[26] C. Alberti, in: Die hohe Jagd (Potsdam 1922) 228.

[27] Brehms Tierleben, Jubiläums-Ausg. 1 (1928) 421.

[28] U. Harva, Die religiösen Vorstellungen der altaischen Völker: FFC 125 (1938) 427.

singen»: und dies ist in Sibirien wie anderwärts das häufigste[29]. Oft sind die Gesänge wenigstens dem Inhalt nach im Sinn des Jägerglaubens festgelegt; wir verzichten darauf, Beispiele zu häufen und begnügen uns mit dem Hinweis[30].

Auch das wohlgemute Faulenzerleben, das Vergil seine nordischen Barbaren in Höhlen tief unterm Boden führen lässt (376–380), gehört untrennbar zum Jägerdasein. In den Boden versenkte und meist mit Erde bedeckte Wohnräume, 'Erdhäuser', sind uralt und weitverbreitet; bei Eskimostämmen und bei Jägervölkern Nordostasiens und Nordamerikas sind sie oft gerade als Winterwohnungen bezeugt, nach Birket-Smith ein Element der alten 'Eisjagdkultur'[31]. Im Altertum sind sie überliefert[32] für Skythen, Armenier und Germanen, fürs Altnordische durch das *jarðhus*, 'Erdhaus', für das Mittelalter durch ahd. *tung*, das erklärt wird als «hypogaeum, textrinum, gynaeceum», und durch mlt. *screona*, *screuna*, altfranzösisch *escrienne* u.ä. Sie dauerten bis an unsere Zeit hinan, oft als Mädchen- oder Spinnstuben, bis heute als Vorratsräume (wie *σιρός*, *ἄργελλα*, *ἄργιλλα* usw.). Aus der Ähnlichkeit der Vergilstelle mit Tacitus' Germania 16 und 17 (Fellkleider) ist also keineswegs zu schliessen, Vergil habe wie Tacitus einen griechischen Bericht über Germanen benutzt[33]. Die feste Formel der Erdhausbeschreibung war überall da mit Recht verwendbar, wo sich die Erscheinung in ähnlichen Formen wiederholte, also bei Armeniern, Skythen und Germanen, bei Itälmen, Giljaken, Korjäken, Tschuktschen, Eskimos, in Alaska, Kanada, Nordamerika und wer weiss wo noch sonst. Man muss sich überdies klar sein, dass das Wort, als begrifflich starre Abstraktion, die immer wechselnde, immer individuelle Realität niemals genau decken kann – und dass es mit Wortgruppen, geprägten Formeln, *τόποι*, im Grund genau so steht, ebenso schlecht und ebenso gut[34]. Vergils Schilderung ist also ohne

[29] U. Holmberg (= U. Harva), Über die Jagdriten der nördlichen Völker Asiens und Europas: Journ. Soc. finno-ougrienne 41, 1 (1925) 25.

[30] Vgl. Harva a.O. 431. Holmberg a.O. 26. Prächtige Beispiele bei K. F. Karjalainen, Die Religion der Jugra-Völker (gemeint sind Ostjaken und Wogulen) 3 (= FFC 63, 1927) 198ff. 201. U. Holmberg, The Mythology of All Races 4: Finno-Ugric, Siberian (Boston 1927) 87. 89.

[31] K. Birket-Smith, Die Eskimos (deutsch von H.-G. Bandi, Zürich 1948) 160f. 163. A. Byhan in Buschans Illustr. Völkerkunde $2^{2.3}$ (1928) 298 und Karte zu S. 320/321; W. Krickeberg ebda 1^2 (1922) 84f. 75. 116 (Abb.). Vgl. auch U. T. Sirelius, Finnisch-ugrische Forschungen 6 (1906) 97ff.

[32] Das folgende meist nach Ed. Schwyzer zu Tacit. Germ. 16; zu *screona* (Lex Sal., Burg., Fris. usw.) Du Cange s.v.; zu *escrienne* Fr. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue franç. 3, 440. Vgl. Hermes 70 (1935) 136 Anm. 3.

[33] Richter 306.

[34] Nordens in seinem tröstlichen Zuspruch an die, die unter dem Eindruck seines Buches «Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania» (1920) am Quellenwert der

Bedenken für sein 'skythisches', d.h. einstweilen nicht näher zu bestimmendes nordisches Jägervolk in Anspruch zu nehmen. Die rechten Jägervölker alle, sagt Fridtjof Nansen[35], «befassen sich zu Hause nur mit dem Putzen und Herrichten der Jagd- und Fanggeräte, höchstens mit Knochenschnitzereien, erzählen sich sonst Geschichten, faulenzen, essen und schlafen». Man nehme nur noch das Trinken eines barbarischen Gebräus hinzu, und man hat beinahe eine Paraphrase der Vergilischen Verse.

Man sieht: das ist ein erstaunlich wahrheitsgetreues Bild, treffend und bedeutsam in jedem Zug. Unserm Dichter wird es zugekommen sein durch einen hellenistischen Gelehrten; man mag an Eratosthenes, an Poseidonios, an andere denken, aber Sicherheit ist nicht zu erreichen. Sicher dürfte dagegen, wie schon gesagt, sein, dass letztlich ein Bericht aus der Blütezeit der ionischen Ethnographie zugrunde liegt. Er ist von unbefangenster Sachlichkeit; nichts ist zu spüren von kritisch-polemischer Utopie, von philosophischer Sehweise, von romanhaft ausschmückendem Genre, nichts von ethnographischen Clichés. Sollte man in der Beschreibung der Erdhäuser schon eine Formel sehen wollen, so könnte diese just hier früheste Prägung sein; andernfalls würde sie sogleich wettgemacht durch die unkonventionelle Frische, mit der das Treiben im Innern geschildert wird. Im 6. und 5. Jahrhundert sind die Beziehungen der Griechen zu den Skythen vornehmlich dank den milesischen Pflanzstädten und Pontischen Emporien am lebhaftesten und innigsten gewesen; in dieser Zeit wurde in Literatur und Kunst das Skythenbild geschaffen, das dann so lange, auch bei gänzlich veränderten Verhältnissen, herrschend blieb; in dieser Zeit kamen Nachrichten über den Norden und den Nordosten nach Griechenland wie dann Jahrhunderte lang nicht mehr. Der Alexanderzug lenkte den Blick nach dem Osten und belebte durch die neu erschlossenen Wunder auch Völkerkunde und Geographie; eine vermehrte Kenntnis des Nordens brachte er nicht. Pytheas sieht als Seefahrer wesentlich die Küsten, nicht das Landesinnere.

2. *Rentier und Elch in antiken Zeugnissen*

Wie dieses Schneeschuh-Jägervolk geheissen und wo es gesiedelt habe, möchten wir gerne wissen. Die Frage ist schwierig, ja wohl un-

Germania verzweifeln wollten, weist mit Recht auch auf die «individuellen Farbentöne» hin, die im Einzelfall das «Grundgemälde» differenzieren; vom Grundsätzlichen spricht er nicht (Vorwort zum zweiten Abdruck, 1922).

[35] Fr. Nansen, Eskimoleben (1891) 90f., nach R. Thurnwald in Eberts Reallexicon der Vorgeschichte 14, 379; etwas anders in der Ausgabe von Nansens Buch 1903, 104; vgl. 66.

lösbar; einige Überlegungen mögen dennoch förderlich sein. Die ethnographischen Parallelen haben immer wieder auf Ren und Elch geführt. Sollte der griechische Gewährsmann Vergils diese nordischen Hirsche gemeint haben? Können sie ihm, also einem Ionier etwa des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, überhaupt bekannt gewesen sein? Die Antwort hängt ab von der Bewertung zweier Zeugnisse, eines literarischen und eines archäologischen; diese seien kurz betrachtet.

Aus Theophrasts Schrift über die Tiere, die ihre Farbe wechseln können (*περὶ τῶν μεταβαλλόντων τὰς χρόας*), überliefert Photios eine Stelle in stark verkürzendem Auszug, die vom Polypen, vom Chamäleon und von einem Tier namens Tarandus (*τάρανδος*) handelt[36]. Über das, was Theophrast vom Polypen und vom Chamäleon sagte, geht der Exzerptor rasch hinweg, wohl weil es ihm allzu bekannt schien. Länger verweilt er beim Tarandus; denn dass auch dieses grosse hirschähnliche Tier seine Farbe wechseln und der jeweiligen Umgebung anpassen könne, das hat freilich Seltenheits- und Seltsamkeitswert. Der Tarandus, sagt Theophrast, komme nur selten vor, und zwar bei Skythen oder Sarmaten; er habe die Grösse eines Rindes und das Gesicht eines Hirsches, das jedoch breiter sei, fast wie zusammengesetzt aus zwei Hirschgesichtern; das wie beim Hirsch verzweigte Gehörn sei vollständig mit einer behaarten Haut bespannt, und aus dem starken, fingerdicken Fell mache man sich sogar Panzerjacken (*θώρακας*). Man hat die Beschreibung dieses nordischen hirschähnlichen Tiers teils für den Elch, teils für das Ren in Anspruch genommen, bis sich Linné für das Ren entschied; dieses heisst seit 1758 offiziell Cervus (Rangifer) Tarandus L.[37]. Dass die Beschreibung des

[36] Theophr. fr. 172 Wimmer = Phot. Bibl. 278: ihre Farbe können wechseln und sie ihrer Umgebung anpassen *πολύπους ... καὶ χαμαιλέων καὶ τὸ θηρίον ὁ τάρανδος ὃ ἐν Σκύθαις φασὶν ἢ Σαρμάταις γίνεσθαι ... ὁ δὲ τάρανδος τὸ μὲν μέγεθός ἐστι κατὰ βοῦν, τὸ πρόσωπον δὲ ὅμοιος ἐλάφῳ πλὴν πλατύτερος ὡσανεὶ ἐκ δύο συγκείμενος ἐλαφείων προσώπων. δίχηλον δ' ἐστὶ καὶ κερασφόρον· ἔχει δὲ τὸ κέρας ἀποφυάδας ὥσπερ τὸ ἐλάφου, καὶ τριχωτόν ἐστι δι' ὅλου· περὶ γὰρ τὸ ὀστοῦν δέρματός ἐστιν ἐπίτασις ὅθεν ἡ ἔκφυσις. τὸ δὲ δέρμα τῷ πάχει δακτυλιαῖόν ἐστιν ἰσχυρὸν δὲ σφόδρα, διὸ καὶ τοὺς θώρακας ἐξαυάζοντες αὐτὸ ποιοῦνται. σπάνιον δὲ τὸ ζῶον καὶ ὀλιγάκις φαινόμενον.* Darnach Ps-Aristot. mirab. ausc. 30 p. 832b. J. Beckmann, Aristot. liber de mirab. ausc. explicatus (1786) 65ff. gibt eine erschöpfende Stellensammlung. Vgl. O. Regenbogen, RE Suppl. 7 (1940) 1428f. s.v. Theophrastos. – Die vage Lokalisierung «bei den Skythen oder Sarmaten», das zunächst verwirrende Nebeneinander von *δέρμα* in der Bedeutung von 'Bast' und 'Fell' und anderes derart geht auf Kosten des Exzerptors.

[37] Vgl. vor allem die vorzügliche, in Einzelheiten heute zu korrigierende Untersuchung von Georg F. L. Sarauw, Das Rentier in Europa zu den Zeiten Alexanders und Caesars: Mindeskrift for Japetus Steenstrup (Kopenhagen 1914) Nr. 19, bes. 5ff. C. Linnaeus, Systema naturae[10] 1 (1758) 67. Cervus Rheno heisst es noch bei C. F. Hoffberg, Diss.

Geweihs nur auf das Rentier passt, auf dieses aber vorzüglich, ist nicht zu bezweifeln; es ist das Sommergeweih mit dem dicken behaarten Bast. Beim Elch hätte ein so guter Beobachter die auffallenden breiten Schaufeln sicher erwähnt[38]. Demgegenüber fällt kaum ins Gewicht, dass, wie man gesagt hat, für Panzerjacken das dickere Fell des Elchs sich besser eigne und dass das doppeltbreite Hirschgesicht dem Elch zukomme, nicht dem Ren. Beiden fehlt die schlanke Schönheit des Hirschhauptes, aber doppeltbreit sind darum beide noch lange nicht, und gute Jacken liefert auch das Ren; Paulus Diaconus hat um 790, wohl am fränkischen Hof, eine knielange Tunica aus Rentierfell bewundern können[39]. Die in jedem Fall übertriebene Behauptung, das Tier sei selten und zeige sich nicht oft, entscheidet weder für das eine noch für das andere. Die chamäleontische Farben-Mimikry endlich hat man dem Tarandus wohl darum angedichtet, weil man an ihm einen auffälligen jahreszeitlichen Wechsel der Färbung wahrnahm; das wird zum Wunder übersteigert sein. Nun ist bei keiner Hirschart der Farbwechsel so ausgeprägt wie beim Ren: im Sommer ist es dunkel graubraun, im Winter weissgrau; es trägt dann die Farbe von schmelzendem, etwas schmutzigem Schnee[40]. Die Gleichung Tarandus–Ren wird also richtig sein.

Theophrast selber hat nie einen Tarandus vor Augen gehabt; seine Beschreibung ist ihm überliefert, und er bezeichnet denn auch die

---

Upsala 1754 = Caroli Linnaei Amoenitates academicae 4 (1760) 144ff.; vgl. dazu A. Jacobi, Das Rentier (Erg. Bd. 96 zum Zoolog. Anzeiger, 1931) 9f. Welcher neuere Gelehrte die Gleichung Tarandus–Ren aufgestellt hat, ist nicht ganz klar; zuerst findet sie sich, soweit ich jetzt sehe, in Th. Eliots lateinisch-englischem Wörterbuch (The Dictionary of Syr Thomas Eliot, Knyght, London 1538): «*Tarandrus*, a beaste in body lyke to a great oxe hauynge a heade lyke to a harte, and hornes full of branches, the heare roughe, of the coloure of a beare, I suppose it to be a rayne deere." Die Stelle teilte mir liebenswürdigerweise L. W. Forster mit nach der späteren erweiterten Ausgabe (Expl. der Bibliothek des University College London): Bibliotheca Eliotae* Eliotis Librarie, Londini 1542, fol K k VIII v. (unpaginiert). Dem Georg Agricola scheint diese Gleichung schon selbstverständlich zu sein: De animantibus subterraneis (Basel 1549) p. 93 (unpaginiert): «Tarandus reen» (also nicht Tarandrus, wie Eliot nach Plinius!); auf Georg Agricola beruft sich Conrad Gesner, Historiae animalium 1 (Zürich 1551) 156; id., Icones animalium (ebda. 1553) 26 und bes. Appendix 62; id., Thierbuch (1563) 130 (dazu Jacobi a.O. 9f.), auf Gesner schliesslich Linné. Liddel-Scott-Jones erklären *τάραvδος* als "reindeer, or more probable (warum?) elk".

[38] Sarauw a.O. 9.

[39] Paul. Diac. Hist. Langob. 1, 5 *apud hos* (sc. *Scritofinnos;* s. dazu unten S. 111) *est animal cervo non satis absimile, de cuius ego corio, ut fuerat pilis hispidum, vestem in modum tunicae genu tenus aptatam conspexi, sicut iam fati, ut relatum est, Scritofinni utuntur.* Vgl. Hesych. *τάραvδος· ζῷον ἐλάφῳ παραπλήσιον, οὗ τὰς δορὰς εἰς χιτῶνας χρῶνται Σκύθαι.*

[40] Sarauw a.O. 9f. vom Spitzbergen-Ren. E. H. Minns, Scythians and Greeks (1913) 5. Brehms Tierleben, Jubiläums-Ausg. 1 (1928) 427. Jacobi (s. oben Anm. 37) 53. W. Herre, Das Ren als Haustier (1955) 42ff. 48. G. H. Loskiel, Geschichte der Mission der evan-

Geschichte vom Farbwechsel mit Schärfe als durchaus unglaubhaft (*παράδοξος ἀληθῶς καὶ ἀπίθανος*). Mit Unrecht also nimmt man an, der Tarandus sei zuerst dem Theophrast, das heisst in hellenistischer Zeit, bekannt geworden[41]; es gilt, Theophrasts Quelle zu bestimmen. Dabei fällt auf, dass es den antiken Autoren vor allem auf die Wunderlichkeit des Farbwechsels ankommt. Der Farbwechsel hat dem Tarandus seinen langlebigen Nachruhm verschafft, der über Plinius–Solin bis zu Dantes Lehrer Brunetto Latini und weiter reicht[42]; der Farbwechsel ist Schuld, dass die alte Nachricht überhaupt bewahrt worden ist. Denn sie kam den Philosophen für ihre erkenntnistheoretischen Erwägungen zu pass: am farbewechselnden Tarandus liess sich, wie am Chamäleon, am Polypen und am schillernden Taubengefieder, einleuchtend zeigen, wie unablässig sich die Erscheinung wandelt, wie trügerisch ihr Wesen ist; diese Beschaffenheit der Dinge galt den Skeptikern als eine jener mannigfaltigen Ursachen, die dem Menschen die Erfassung des Seienden verwehren. Mit diesen Beispielen argumentierte Ainesidemos, der Erneuerer der Skepsis, in Ciceros Zeit[43]; mit diesen Beispielen hat man aber wohl schon in sophistischer Zeit argumentiert. Es ist ganz sophistische Art, sich der von der alten Naturwissenschaft und Ethnographie gesammelten Tatsachen zu bedienen, um etwa die Relativität von Recht, Sitte und Moral zu erweisen oder die Unmöglichkeit des Erkennens; und so wird denn auch der Tarandus durch die Sophisten in die philosophische Diskussion gekommen sein. Die Sophisten aber haben den Tarandus kaum anderswo als bei ionischen For-

---

gelischen Brüder unter den Indianern in Nord-Amerika (1789) 100: «Die nordamerikanischen Hirsche (Cervus Elaphus) sind vom May bis in den September roth; dann fallen die rothen Haare ab, dagegen bekommen sie graue und sehr dichte zum Winterpelz.» Die zahlreichen Differenzierungen in der Färbung, worüber besonders Herre zu vergleichen ist, werden in unserer knappen Formulierung nicht berücksichtigt.

[41] So Sarauw, und so auch Ethnographen und Prähistoriker unentwegt.

[42] Plin. Nat. hist. 8, 123 *tarandrus*. Der Name wird in der Folge mannigfach entstellt: Solin. 30, 25 *Aethiopia* (!) ... *mittit et parandrum*. Brunetto Latini, Li livres dou Tresor ed. P. Chabaille (1863) 250 *parande;* id., Il Tesoro, volgarizzato da Bono Giamboni, ed. Chabaille (1877) 261 *parendres*.

[43] Die Abhandlung über die Unzuverlässigkeit der Sinneswahrnehmungen bei Philo de ebrietate 41 ff. (vol. 2 p. 202 ff. Cohn-Wendland: *τάρανδρος*) geht auf Ainesidemos zurück, wie H. v. Arnim, Quellenstudien zu Philo von Alexandria (1888) 56 ff. bewiesen hat (die entscheidenden Belehrungen verdanke ich hier P. Von der Mühll). In ethischem Zusammenhang erscheint der Polyp als Anpasser im guten und im schlechten Sinn schon in archaischer Zeit (Pindar. fr. 43 Schr. nach älterer Dichtung; s. Bergk zu Theogn. 215 f. und F. Wehrli zu Klearch. fr. 75: Die Schule des Aristoteles 3, 1948, 72); auch das Chamäleon mag nach Ausweis sprichwörtlicher Wendungen in diesem Zusammenhang älter sein als Aristoteles, bei dem es für uns zuerst vorkommt (Nikom. Ethik 1, 11 p. 1100 b 6); vgl. Wellmann, RE 3, 2105. Das Argument vom schillernden Taubengefieder ist schon für die Schule des Karneades bezeugt, v. Arnim 60.

schern finden können. Die treffende Präzision der Schilderung einerseits, ihre Neigung zum Ungewöhnlichen und Wunderbaren (*παράδοξον* und *θαυμάσιον*) anderseits sind dieser Annahme ebenso günstig wie die geschichtliche Situation; in der Zeit des Theophrast wäre eine solche Nachricht aus dem Norden kaum mehr zu den Griechen gelangt[44].

Wahrscheinlich also war das Ren der griechischen Ethnographie des 6./5. Jahrhunderts bekannt; wahrscheinlich also meinte Vergils Gewährsmann wirklich das Ren. Die Kunde von ihm mag, wie Sarauw ansprechend vermutet, etwa aus den grossen Wäldern der Gouvernemente Wjatka, Perm und dem nördlich angrenzenden Teil von Kasan gekommen sein, wo sich das Wildren oft findet; aus den Wäldern des Ural wanderte es noch zu P. S. Pallas' Zeit in Rudeln bis in das Waldgebiet zwischen Kama und Ufa (56° n.Br.), ja sogar bis zur südlichen Waldgrenze nahe dem 52. nördlichen Breitengrad[45]. In diesen Gegenden vermutet man die blonden Budiner des Herodot; ja vielleicht hat schon unser ionischer Ethnograph das Budinerland als Heimat des

Abb. 1. Rentiergeweih.

[44] Vgl. A. Alföldi, Gnomon 9 (1933) 561ff. Vielleicht geht die Schilderung des Rentiers in dem berüchtigten Exkurs über den Hercynischen Wald bei Caesar, De bello Gall. 6, 26, 1f. (dazu H. Fuchs, Gnomon 8, 1932, 252ff.) letztlich auf die gleiche altionische Quelle zurück wie Theophrast: *est bos cervi figura, cuius a media fronte inter aures unum cornu existit excelsius magisque derectum his quae nobis nota sunt cornibus; ab eius summo sicut palmae ramique late diffunduntur. eadem est feminae marisque natura, eadem forma magnitudoque cornuum.* Abgesehen von der Verwirrung, welche bei Caesar gleich zu Anfang das fabelhafte Einhorn angerichtet hat, trifft die Beschreibung ausgezeichnet; das Gehörn, das richtig auch den weiblichen Tieren zugeteilt wird, charakterisiert Linné mit den ganz ähnlichen Worten «cervus cornibus ramosis ... summitatibus palmatis» (Sarauw a.O. 23), gewiss nicht in Nachahmung Caesars; *palmae* sind die schaufel- resp. handförmigen Enden mit ihren Sprossen, s. Abb. 1. nach Jacobi (oben Anm. 37) Tf. 3 Abb. 20: Geweih von Rangifer arcticus osborni, Felsengebirge. Mit Caesars Worten *est bos cervi figura* vgl. Theophrast *τὸ μὲν μέγεθός ἐστι κατὰ βοῦν, τὸ πρόσωπον δὲ ὅμοιος ἐλάφῳ.* Caesar beschreibt nur die Form des Geweihs, Theophrast nur dessen Bast; beide kürzen offensichtlich ihre Vorlage; legt man beide zusammen, so ergibt sich ein tadelloses Gesamtbild. Trifft das alles zu, so erledigen sich die verzweifelten Versuche, das Ren in germanischem Gebiet noch für Caesars Zeit nachzuweisen.

[45] Das wäre etwa die Höhe von Münster i.W. und Cambridge. Sarauw a. O. 17. Sirelius, Journ. Soc. Finno-Ougrienne 33, 2 (1916/20) 2f. Jacobi (s. oben Anm. 37) 148f. Vgl. unten den dritten Exkurs.

Tarandus-Ren bezeichnet[46]. Auch an Herodots Jyrkai (Jugrer?) liesse sich denken; aber über Vermutungen kommt man nicht hinaus. Das gleiche gilt leider auch von dem Wort Tarandus; die Bemühungen, seine Heimat und Herkunft zu ermitteln, haben zu keinem sichern Ergebnis geführt[47]. Soviel immerhin ist nun gewiss: wenn in Herodots Beschreibung der Völker nördlich und nordöstlich von den Skythen auch der Tarandus und unsere Schneeschuhjäger auftauchten, so wäre das nicht der geringste Anlass zur Verwunderung; auch hier gibt Herodot längst nicht alles zum besten was er weiss. Es ist einer jener Fälle, welcher «bei dem Reichtum und dem Geist herodoteischer Beobachtung den Leser immer unzufrieden macht in Beziehung auf dasjenige, was der Mann von Halikarnass nicht gesehen und nicht besprochen hat»[48], oder was er uns vorzuenthalten für gut fand.

Wir haben endlich noch unsern archäologischen Zeugen zu verhören. Es handelt sich um den nur in einer Nachbildung erhaltenen Re-

[46] Vgl. namentlich Sarauw a.O. 10ff. Aristot. mirab. ausc. 30 p. 832 b 7 *ἐν δὲ Σκύθαις τοῖς καλουμένοις Γελωνοῖς φασὶ θηρίον τι γίνεσθαι* usw.; danach Steph. Byz. s.v. *Γελωνός*. Philo de ebrietate 40, vol. 2 p. 203, 2 C.-W. *ἐν Σκύθαις τοῖς καλουμένοις Γελωνοῖς* (*Γελώοις* hat nach Wendland die beste Überlieferung). Vgl. Herod. 4, 109 *ὑπὸ μέντοι Ἑλλήνων καλέονται καὶ οἱ Βουδῖνοι Γελωνοί, οὐκ ὀρθῶς καλεόμενοι*. Sarauw 12ff. meint, das Budinerland müsse im Verbreitungsgebiet der Zirbelkiefer (Pinus Cembra) liegen, da die Budiner nach Herodot *φθειροτραγέουσι*, d.h. nach Sarauw (ähnlich schon Stein zu Herod. 4, 109) nicht 'Läuse', sondern deren nussartige Früchte ässen (Zirbel-, Zeder-Nüsse; *φθείρ* 'Laus' ist auch als Bezeichnung dieser Nüsse bezeugt durch Theophrast. hist. plant. 2, 2, 6. caus. plant. 1, 9, 2; Phot. und Hesych. *φθείρ*; Schol. Lycophr. 1383). Aber Herodot will mit den Worten 4, 109 *φθειροτραγέουσι μοῦνοι τῶν ταύτῃ* doch wohl sagen, die Budiner seien Läusefresser; auch Strabo 11 p. 499 versteht die kaukasischen Phthirophagen als 'Läusefresser'. Wer Sarauw folgt, hätte also ein Missverständnis Herodots anzunehmen. Auch aus andern Gründen scheint Sarauws gelehrte Beweisführung nicht überzeugend.

[47] Ältere etymologische Versuche gibt es viele (z.B. Tomaschek, RE 3, 1899, 991), doch lohnt ihre Erwähnung nicht. Boisacq bescheidet sich mit der vorsichtigen Vermutung, das Wort sei aus einer nordöstlichen Sprache entlehnt. E. Benveniste stellt fest (gütige briefliche Mitteilung), dass das Wort, obwohl angeblich skythisch, sicher nicht iranisch sei und dass sich im Finnisch-Ugrischen nur ein ziemlich ferner Anklang finde: mordwin. *śardo*, tscheremiss. *šardõ* 'Ren', 'Elch'. Auch uralische und altaische Anklänge fehlen (nach gütiger Mitteilung von Denis Sinor). Die Chancen, ein vor rund 2500 Jahren ins Griechische eingeführtes Wort in einer noch lebenden Sprache zu finden, sind ja auch gering (so Benveniste). Unter diesen Umständen erscheinen die Überlegungen, die Meinrad Scheller mir mitzuteilen die Freundlichkeit hatte, bedeutsam. Er macht aufmerksam auf keltisch **karant(o)-*, etwa 'Hirsch' (gleichen Stammes wie lat. *cervus* 'Hirsch', griech. *κεραός* 'gehörnt', german. **hrinþiz* 'Rind', eigentl. 'Hornvieh'). In einer Satemsprache, also etwa im 'Thrakischen', Protoslavischen, Protobaltischen müsste dieses **karant(o)* – mit palatalisiertem Anlaut erscheinen, also **čarant(o)* – heissen, und *č-* könnte dann im Griechischen durch *τ-* wiedergegeben sein wie altpers. *čissa-* durch *Τισσα-φέρνης*. Mindestens die Möglichkeit indogermanischer Herkunft des Wortes wird man darnach zugeben müssen.

[48] J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte 1 = Gesamtausg. 8 (ed. F. Staehelin 1930) 301.

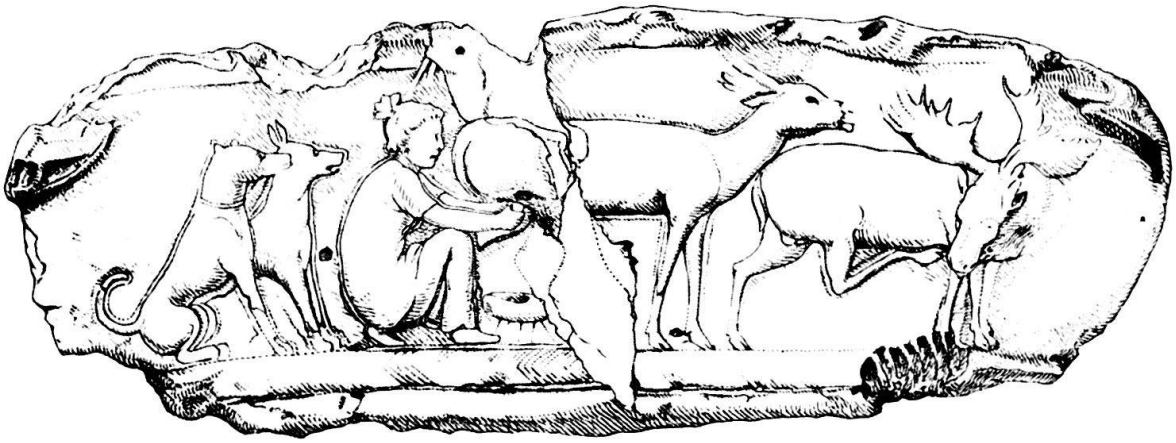
liefschmuck eines ursprünglich wohl silbernen Bechers; von der stark gewölbten Aussenseite des Becherrandes ist noch im Altertum ein Gipsabguss angefertigt worden, und von diesem besitzen wir etwa die Hälfte (Tafel 9)[49]; man erkennt beidseits noch die Reste der Henkelansätze. Rechts im Bild steht ein Elchbulle mit den unverkennbaren mächtigen Geweihschaufeln und der so charakteristisch überhängenden Oberlippe; er rüffelt sich eben mit dem einen Hinterlauf, ein meisterhaft naturnahes, lebendiges Bild. Auf der andern Seite hocken zwei Hunde, die mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorgang in der Mitte zu verfolgen scheinen: da kauert am Boden in langem, kurzärmligem Rock und mit eigentümlichem Haarschopf eine Frau, damit beschäftigt, ein weibliches Tier zu melken – natürlich die zum Bullen gehörende Elchkuh, möchte man meinen. Indessen, eine solche Meinung wäre mindestens naiv; sind doch zahme Elche, die sich melken lassen, etwas völlig Unerhörtes. Wärens Rentiere, so würde man sich nicht so wundern, obwohl unser Relief als bei weitem ältestes Zeugnis für Rentierzähmung immer noch ein einzigartig wichtiges Beweisstück in einer umstrittenen Frage abgäbe. Man hat in der Tat versucht, die Tiere als Ren zu deuten, ist aber damit nicht glücklich gewesen. So meinte man, der Elchbulle, der eine Widerristhöhe von annähernd zwei Metern erreiche, sei hier viel zu klein gebildet; also habe der Künstler gewiss einen Ren-Stier gemeint, der ja erheblich kleiner sei[50]. Aber, von allem andern abgesehen, die Verschiebung der Grössenverhältnisse hat hier doch rein künstlerische Gründe, ist nur Folge der Isokephalie. Schwerer wöge der Einwand, das gemolkene Tier sei unmissverständlich als Ren gekennzeichnet durch sein Geweih; ein Geweih trägt ja von sämtlichen weiblichen Cerviden einzig das Ren. Nun deutet die Zeichnung, die Rubensohn seiner musterhaften Erstpublikation beigegeben hat (unsere Tafel 9, oben) und auf der bisher allein unsere Kenntnis des Reliefs beruhte, in der Tat ein Geweih an, freilich ein «ganz kümmerlich und unklar gebildetes»[51]. Die Nach-

---

[49] Jetzt im Roemer-Pelizaeus-Museum in Hildesheim. Otto Rubensohn, Hellenistisches Silbergerät in antiken Gipsabgüssen (1911) 36ff. mit Tf. 14, 1 Abb. 24; darnach unsere Tf. 9, oben.

[50] So, mit besonders scharfer Formulierung, A. R. Em, Über das Alter der lappischen Rentierzucht: Mitteilungen Anthropol. Ges. Wien 63 (1933) 79. Ähnlich schon M. Ebert, Südrussland im Altertum (1921) 172. Hilzheimer in Eberts Reallex. der Vorgeschichte 11 (1927/28) 124 mit Tf. 21b. Viel vorsichtiger urteilt K. Jettmar, Anthropos 47 (1952) 747.

[51] So J. Wiesner, Archäol. Anzeiger 1942, 422; ders., Hirschzähmung im Altertum: Kosmos, Handweiser für Naturfreunde 48 (1952) 159. Wiesner nimmt an, der Künstler habe von zahmen Rentieren nur gehört und das weibliche Tier annähernd richtig, jedenfalls mit dem charakteristischen Geweih, wiedergegeben, statt des ihm unbekannten Ren-Stiers dagegen den ihm vertrauten Elch dargestellt.



Melk-Szene mit Elch.
Antiker Gipsabguss von einem Metallbecher. Roemer-Pelizaeus-Museum, Hildesheim.
Oben: Zeichnung, nach Rubensohn. – Unten: Photographie, Teilstück.
Vgl. S. 104f. 196.

prüfung am Original[52] ergab jedoch, dass von einem Geweih überhaupt keine Rede sein kann (vgl. auch unsere Photographie Tafel 9, unten). Der Zeichner hat anscheinend das eine der zurückgelegten Ohren als Geweihstange gedeutet; diese wäre jedoch, so gerade und so nach hinten laufend, völlig unrealistisch, und für ein auch nur annähernd richtig dargestelltes Rengeweih böte das Bildfeld gar keinen Raum. Als Zeuge für Rentierzähmung hat also unser Relief auszuscheiden; die dargestellte Hindin ist ungehörnt. Sollte es dann nicht doch eine Elchkuh sein?

Der Elch ist, wie alle Hirsche, leicht zu zähmen; leider, meint Middendorff[53], sind die Bemühungen, aus ihm ein nützliches Haustier zu machen, fruchtlos geblieben, und doch wäre es sehr wohl durchführbar und eine grosse Wohltat gewesen. Als Reit- und Zugtier ist der Elch, nicht anders als Ren und Maralhirsch, vielfach bezeugt[54]. Die Elchreiter der Jakuten, um nur ein Beispiel zu nennen, leisteten den zu Beginn des 17. Jahrhunderts in ihr Gebiet eindringenden Kosaken erfolgreichen Widerstand; für die Elche waren Sümpfe und Moräste eine Lust, waren ohne weiteres passierbar und boten sicheres Versteck; den Rossen der verfolgenden Kosaken waren sie unzugänglich oder wurden ihnen zum Verderben. Die schliesslich doch siegreichen Russen verboten deshalb die Elchreiterei und brannten die Sumpfverstecke aus[55]. Als Milchtier dagegen ist der Elch bisher nirgends nachgewiesen. Aber neue russische Forschungen[56] haben ergeben, dass die Domestikation des Elchs in Sibirien seit Beginn des Neolithikums im Gange war und in der frühen Eisenzeit eine ansehn-

[52] Wir verdanken sie dem Leiter des Roemer-Pelizaeus-Museums in Hildesheim, Herrn Dr. Kayser, ebenso die Photographie, die vor allem die Kopfpartie des fraglichen Tiers mit der erreichbaren Schärfe wiedergibt.

[53] A. Th. Middendorff, Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens 4, 2, 1 (1867) 875 f. vgl. 4, 2, 2 (1874) 1293 ff. Mit der Hegung des Rocky Mountain-Elchs (Cervus canadensis) hat man gute Erfahrungen gemacht. B. Laufer, The Reindeer and its domestication: Memoirs Amer. Anthropol. Assoc. 4, 2 (1917) 130 ff. Vgl. Brehms Tierleben, Jubiläums-Ausg. 1 (1928) 425. Andere Urteile lauten skeptischer. Im modernen Russland erreichten jahrzehntelange beharrliche Domestikationsversuche nur sehr beschränkte Ergebnisse. V. N. Skalon und P. P. Chorošich, Hauselche auf Felszeichnungen in Sibirien (russisch): Zoolog. žurnal 37 (Moskau 1958) 441 ff. Ich verdanke die Kenntnis dieses Aufsatzes Gösta Berg, die Übersetzung Jürg Gasche.

[54] Wiesner, Kosmos 48 (s. oben S. 104 Anm. 51) 159; ders., Neue Jahrbb. für Antike und Jugendbildung 1942, 264; ders., Germanien 1942, 213 mit Anm. 15.

[55] Wiesner, Kosmos a.O. 160. E. W. Pfizenmayer berichtet über seine Nachforschungen im Archiv von Jakutsk leider nur summarisch, Mammutleichen und Urweltmenschen (1926) Kap. 15, mir nur zugänglich in der Übersetzung von G. Montandon: Les mammouts de Sibérie (1939) 301. Skeptisch verhält sich zu diesen Nachrichten Gösta Berg; eine Veröffentlichung seiner Untersuchungen wäre dringend erwünscht.

[56] Skalon und Chorošich a.O. Jettmar, Zu den Anfängen der Rentierzucht: Anthropos 47 (1952) 752.

liche Höhe erreichte, um in der Folge freilich wieder zu verschwinden. Sibirische Felsbilder zeigen Elchreiter, die mit Lassostäben andere Elche einfangen, zeigen Elche mit Kopfzaum oder mit Geschirr, Elche im Gehege, deutlich auch Elchkühe. In diesem Bereich erscheint Nutzung des Elchs auch als Milchtier vielleicht nicht ausgeschlossen, obwohl Zeugnisse bisher fehlen; jedenfalls ist es ratsam, die Akten noch offen zu lassen.

Die Möglichkeit, dass auf unserm Relief überlieferte Bildmotive entstellt, verwischt oder anders gruppiert worden seien, wird man im Auge behalten müssen. Fragen könnte man auch, ob das Bild etwa als bukolisch-mythologische Szene zu deuten wäre. Leicht dazu entschliessen wird man sich nicht. Unsre Sennerin sieht für eine Nymphe aus dem Gefolge der Artemis doch etwas handfest und originell aus. Sie melkt von hinten: eine keineswegs selbstverständliche Haltung, die wohl darauf zurückgeht, dass man während des Melkens in die Scheide des Tiers hineinblies, um es zu veranlassen, seine Milch nicht weiter zu 'verhalten', sondern 'herunterzugeben'. Das ist sehr alte, in den Anfängen der Domestikation gewiss häufige Sitte, die beispielsweise aus Ur, von den rossemelkenden Skythen und von vielen Naturvölkern bekannt ist[57]. Die Hunde sind nicht etwa edle, auf besondere Verwendung hin gezüchtete Rasse, sondern eher gemeine, derbe und vitale Burschen, die für jede Hundearbeit mit Begeisterung zu haben sind; sie sehen dem 'skandinavischen Elchhund' sehr ähnlich, von dem es heisst, er bewache das Gehöft, hüte die Herde, sei bei der Jagd auf Vögel, auf Elche, ja auf Bären, kurz überall voll Eifer dabei[58]. Alle diese Einzelheiten bestätigen den ersten Eindruck, man habe es hier mit einer im ganzen naturwahren Schilderung zu tun, einem Stück bildnerischer Ethnographie.

Mussten wir auch manches ungeklärt lassen, eines ist sicher: das Bild bezeugt Kenntnis des Elchs. Für welche Zeit? Seit Rubensohn pflegt man allgemein zu antworten: für die hellenistische Zeit. Das ist, wie Gisela Richter gezeigt hat, nicht richtig[59]. Der Fund von Mît-Rahînet (Memphis), aus dem unser Stück stammt, gehört vielmehr in römische Zeit; aber seine Gipsabgüsse und Hohlformen, von denen

[57] H. Plischke, Das Kuhblasen. Eine völkerkundliche Miszelle zu Herodot: Zeitschr. für Ethnologie 79 (1954) 1ff., mit vielen vorzüglichen Bildern. Herod. 4, 2 *φυσητῆρας... ὀστεΐνους ... ἐσθέντες ἐς τῶν θηλέων ἵππων τὰ ἄρθρα φυσῶσι τοῖσι στόμασι, ἄλλοι δὲ ἄλλων φυσώντων ἀμέλγουσι.* Eine gute Beobachtung teilt C. Pult mit: Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben 1 (1929) 46.

[58] C. Alberti, in: Die hohe Jagd[5] (1922) 235 mit Abb. 41. Vgl. G. Berg in: Finds of skis from prehistoric time in Swedish bogs and marshes (Stockholm 1950) Abb. 33 S. 43.

[59] Gisela M. A. Richter, Ancient Plaster Casts of Greek Metalware: Amer. Journ. Archeol. 62 (1958) 369ff. mit Tafeln 88ff. und reichen Nachweisen; danach das Folgende.

mit der Zeit mehr als siebzig zum Vorschein kamen, sind Originalen der verschiedensten Epochen nachgebildet: diese reichen von der archaischen bis in die römische Zeit. Ähnliche grosse Funde hat man in Begram (Afghanistan) und auf der Krim gemacht, Einzelfunde in allen möglichen Gegenden des römischen Reichs. Da geht es dann von raffinierten Kopien und sorgfältigen Abgüssen hinunter in allen Graden bis zu mannigfach entstellten und verwischten Abklatschen. Alle aber sind denkwürdige Zeugen der schrankenlosen Bewunderung griechischer Kunstwerke, Zeugen eines reich entwickelten Kunstgewerbes, das die künstlerischen Bedürfnisse einer wohlhabenden wie einer bescheidenen Käuferschaft zu befriedigen wusste, Zeugen nicht zuletzt der Pax Romana. Alföldi hat wohl als erster darauf hingewiesen[60], wie beliebt die Darstellungen aus dem Leben und dem Mythus der Skythen dauernd geblieben sind; noch in der Kaiserzeit bildete man griechisch-skythische Goldschmiedearbeiten in kostbaren und in geringen Stoffen nach; ihre Motive erscheinen auf Silbergefässen so gut wie auf billiger calenischer oder arretinischer Töpferware. Als besonders merkwürdig sei erwähnt die Darstellung eines Skythen mit Hirsch (oder vielleicht gar mit Ren?) auf einer Sigillata-Schüssel römischer Zeit aus Rheinzabern[61]. In diesen Zusammenhang gehört unser Elchbild; der silberne Becher, den es einst zierte, war nicht geringeren Ranges als jene berühmten Gefässe mit Skythendarstellungen, das Ganze in der Tat eine Art Gegenstück zur ionischen Ethnographie. Den Griechen der Pontusstädte und durch sie den Gelehrten Ioniens war also im fünften Jahrhundert das Ren (Tarandus) wahrscheinlich, der Elch sicher bekannt; ein barbarischer Fürst mag etwa einem befreundeten grossen Herrn am Pontus oder seinem Tymnes (Herod. 4, 76) die merkwürdigen Tiere samt Begleitpersonal als Geschenk zugesandt[62] und so unserm Künstler die lebendige Anschauung vermittelt haben[63] (s. nächste Seite).

---

[60] A. Alföldi, Skythisierende Darstellungen in der römischen Kunstindustrie: Altschlesien, Mitteil. Schles. Altertumsver. 5 = Festschr. H. Seger (1934) 267ff.

[61] Alföldi a.O. 269 Abb. 1.

[62] Seltene exotische Tiere sind im Altertum und im Mittelalter gern von grossen Herren als Geschenke verwendet worden. Könige von Schweden haben vom 15. bis ins 18. Jahrhundert immer wieder Rentiere, oft begleitet von Lappen, an Fürsten in Mitteleuropa verschenkt (Nachweise bei Gösta Berg, Lappland och Europa. Några anteckningar om renar som furstegåvor, in: Scandinavica et Fenno-Ugrica. Studier tillägnade B. Collinder, 1953/55, 221ff.). So schenkte beispielsweise Sture Sten der Jüngere (reg. 1512–1520) dem Herzog Friedrich von Holstein sechs Rentiere mit zwei lappischen Wärtern, Mann und Weib (Olaus Magnus, Hist. de gent. septentr. l. 17, c. 27 mit dem Kommentar von John Granlund, Stockholm 1951, 400; Berg 225), König Gustav III. i.J. 1772 dem Prinzen Condé zwei Renstiere und eine Renkuh, begleitet von einem Lappen und zwei Lappinnen. Vielleicht sind schon im 14. Jahrhundert Rentiere auf diese Weise nach Frankreich ge-

3. Zur Geschichte des Schneeschuhs

Durch Vergil haben wir das älteste literarische Zeugnis für Schneeschuhe gewonnen; es gehört ins fünfte vorchristliche Jahrhundert. Gelänge es, dieses Zeugnis in die bisher bekannte Geschichte des Schneeschuhs einzuordnen, so erführen wir dabei vielleicht auch, was für Schneeschuhe unser altes Jägervolk besass, und es ergäbe sich die Rechtfertigung dafür, dass wir zur Veranschaulichung einer antiken Nachricht nordamerikanische Indianer der jüngsten Vergangenheit aufgeboten haben. Indessen ist ein volles Gelingen der Antwort kaum zu erhoffen; auch nur mässig erhellende Aufklärung wird schwierig zu erhalten sein. Denn zeitlich festlegbare Nachrichten sind sehr selten und geben nur zufällig einmal Kunde von der Geschichte des Schneeschuhs; Völkerkunde und Vorgeschichte führen dann freilich in weltgeschichtliche Weiten und zeigen, dass hier eine grossartige, an erregenden Problemen reiche Aufgabe vorliegt. Erst der Schneeschuh hat dem Menschen jene Gebiete zu dauernder Besiedlung erschlossen, die während Monaten unter Schnee liegen, das heisst vor allem die riesigen Ländermassen im Innern des nördlichen Eurasiens und Amerikas von Skandinavien bis Labrador, zumal den Waldgürtel; erst der Schneeschuh hat wohl auch ein so folgenreiches Ereignis wie

---

langt (Berg 223 f.), vielleicht schon im 13. Jahrhundert. Denn die eigentümliche Rentierbeschreibung, die von Vincent von Beauvais über Thomas von Chantimpré zu Albertus Magnus geht und deren Quelle bisher m.W. nicht ermittelt ist, könnte wohl aus einer derartigen direkten Bekanntschaft mit dem Ren stammen.

[63] In Rom sind Elche seit Nero (Calpurn. Ecl. 7, 58) bei Venationen und sonst oft gezeigt worden, s. F. Drexel in L. Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms [9/10] 4 (1921) 274. Sie wurden durch grosse Treibjagden beigebracht (vgl. Friedländer a.O. 2, 81 f.), wie sie Pausanias 9, 21, 3 schildert. Wenn Pausanias dabei behauptet, der Elch (*ἄλκη*) komme im Keltenland vor (*ἐν τῇ Κελτικῇ*; ähnlich 5, 12, 1), so führt das nicht etwa auf eine vorposeidonianische Quelle (A. Klotz, Caesarstudien 1910, 145 f.; danach Will Richter, Philol. 103, 1959, 281 Anm. 1), sondern es ist einfach jene von Eduard Norden so scharf gerügte Unsitte der nachcaesarischen griechischen Schriftsteller, 'Kelten' zu sagen wo sie 'Germanen' sagen müssten; am ärgsten treibt es damit wohl Cassius Dio (Norden, German. Urgeschichte in Tacit. Germania 1920, 101 f.; vgl. Jacoby, Fgr Hist 87 [Poseidonios] zu fr. 22). Die Elchbeschreibungen des Caesar B.G. 6, 27 (*alces*), Plin. 8, 39 ∾ Solin. 20, 6 f. bieten Probleme, deren Schwierigkeit Richter a.O. 281 ff. erneut dargetan hat; die Herkunft dieses Überlieferungsstranges aus altionischer Ethnographie sollte, wie beim Ren (oben S. 102 Anm. 44), ernstlich erwogen werden. Polyb. 34, 10, 8 f. meint bestimmt nicht den Elch, wie Sten Lindroth richtig gegen Schweighäuser und O. Keller ausführt (Festskrift N. v. Hofsten = Zool. Bidrag från Uppsala 25, 1947, 38, nach freundlichem Hinweis von G. Berg), auch nicht den Steinbock, dessen mächtiges Gehörn kaum unerwähnt geblieben wäre oder doch den Vergleich mit der Ziege ausgeschlossen hätte; gemeint dürfte die Gemse sein. – Elchdarstellungen glaubte Henzen auf einem Consulardiptychon zu erkennen (Mon. Inst. 5, 51); doch sind dort nach J. Ritchie bei R. Delbrück, Die Consulardiptychen (1929) 226 (zu Tf. 58) mesopotamische Damhirsche gemeint («roh gemachte Edelhirsche» nach O. Keller, Antike Tierwelt 1, 1909, 283).

die Zähmung des Rentiers möglich gemacht. Von alledem kann hier nur gerade das für unsern Zusammenhang Wichtigste mitgeteilt werden[64].

Das Wort 'Schneeschuh' wird im folgenden als Oberbegriff für sämtliche Formen dieses Geräts verwendet. Zwei Hauptformen sind zu unterscheiden: Schreit-Schuhe und Gleit-Schuhe. Die häufigsten Formen der ersteren sind die Rahmenschneeschuhe, Holzrahmen, meist rund oder oval, mit Querstäben oder mit Geflecht aus Weiden, Riemen, Schnüren u.ä.; diese werden hier in der Regel 'Schneereifen' genannt. Die Gleitschuhe, meist lange schmale Holzbretter, bezeichnen wir mit dem ursprünglich norwegischen Wort 'Ski'. Es gibt natürlich zahlreiche Vor- und Zwischenformen, für welche spezifische Termini nicht zur Verfügung stehen.

Die antiken Zeugnisse für Schneeschuhe[65] sind selten und betreffen ausschliesslich Armenien und den Kaukasus. Als Xenophons Zehntausend bei ihrem Zug durch Armenien im Winter 401/400 in tiefen Schnee gerieten, zeigten ihnen Einheimische, wie man Rossen und Lasttieren Säcke (*σακία*) um die Hufe wickelt; ohne solche versanken die Tiere im Schnee bis zum Bauch[66]. Im norwegischen Telemarken bekommen Rosse im Schnee noch heute Säcke um die Hufe gewickelt[67]; daneben behalf und behilft man sich in Skandinavien mit den verschiedensten individuellen Erfindungen, so dass ein Jämtländer, aufgefordert einen Pferdeschneeschuh zu zeichnen, antwortete das sei unmöglich; denn es gebe ebenso viele Arten als es 'Schneeschuhmacher' gebe[68]. Sehr oft sind es allerdings Schneereifen, gleich gearbeitet wie für Menschen, nur kleiner[69]. Wahrscheinlich haben also Xenophons Armenier etwas Schneeschuhartiges auch für Menschen verwendet[70]. Mehr erfahren wir erst durch Strabo, der seinen Bericht wohl dem Geschichtschreiber des Pompeius, Theophanes von Mytilene (um 63/62 v.Chr.), ver-

---

[64] Im folgenden hat mich Gösta Berg in Stockholm durch mannigfache Nachweise und nie versagende Hilfsbereitschaft zu besonderem Dank verpflichtet.

[65] Zuerst gesammelt, und zwar vorzüglich, von Fridtjof Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland 1 (1891) 108f. (norwegische Originalausgabe 1890). Die Stellen werden im folgenden präzisiert und ergänzt.

[66] Xenoph. Anab. 4, 5, 36 *ἐνταῦθα δὴ καὶ διδάσκει ὁ κωμάρχης περὶ τοὺς πόδας τῶν ἵππων καὶ τῶν ὑποζυγίων σακία περιειλεῖν, ὅταν διὰ τῆς χιόνος ἄγωσιν. ἄνευ γὰρ τῶν σακίων κατεδύοντο μέχρι τῆς γαστρός.*

[67] Nach freundlicher Mitteilung von Lily Aall in Oslo.

[68] G. Berg, in: Finds of skis from prehistoric time in Swedish bogs and marshes (Stockholm 1950) 33.

[69] Berg a.O. mit Abb. 29 S. 39. Schneereifen für Menschen und Pferde bezeugt wohl zuerst Olaus Magnus, Hist. de gent. septentr. (1555) l. 4 c. 13 und Carta marina (1539), s. Berg a.O. mit Abb. 28 S. 38.

[70] Vgl. Nansen a.O. 1, 109.

dankt[71]. Völker am Südhang des Kaukasus, sagt er, bänden sich, wenn sie im Sommer auf ihre schneebedeckten Berge stiegen, «(runde) Platten aus ungegerbtem Rindsfell, ähnlich wie Tambourine, (aber) mit Stacheln versehen», an die Füsse (*κεντρωτὰ ὠμοβόϊνα δίκην τυμπάνων πλατεῖα*) wegen dem Schnee und dem Eis; bergabwärts legten sie sich dann mitsamt ihren Lasten auf Felle und glitten so zu Tal. Ebenso mache man es im atropatischen Medien und im Masiongebirge; dort nehme man auch «kleine hölzerne, mit Stacheln versehene Räder unter die Sohlen» (*τροχίσκοι ξύλινοι κεντρωτοὶ τοῖς πέλμασιν ὑποτίθενται*). Um 115 n. Chr. lernten die Römer, wie Arrian erzählt, während der Partherfeldzüge Traians in Armenien als landesüblich «kreisrunde Reifen aus Weiden(geflecht)» kennen (*κύκλοι ἐκ λύγων*); der römische Feldherr liess seinen Truppen Armenier mit diesen Schneereifen vorangehen und einen Pfad treten, so dass die nachfolgenden Legionäre ohne grosse Schwierigkeiten durchkamen[72]. Kaum anders werden die 'Reifenfüsse' (*κυκλοπόδες*) ausgesehen haben, die im 8. Jahrhundert im Kaukasus bezeugt sind[73]. Schliesslich stösst man im 10. Jahrhundert anscheinend auf eine Art Schneegleitbretter, Skier, wenn wir die Worte des armenischen Historikers Thomas Arcruni[74] so verstehen dürfen: «Aber wegen der Wucht des beweglichen

[71] Strabo 11, 5, 6 p. 506. Dass Strabo hier aus Theophanes schöpfe, hält Fabricius für sicher, Jacoby wenigstens für möglich (W. Fabricius, Theophanes v. Mytilene und Q. Dellius als Quellen der Geographie des Strabon, Diss. Strassburg 1888, 8; vgl. J. F. Jacoby, FgrHist Nr. 188, Kommentar [1930] S. 615. Vgl. M. Gelzer, Pompeius [1949] 84. 96. 100). Markwart vermutet in den Angaben über Atropatene und Armenien einen Zusatz, etwa aus Poseidonios, zu Theophanes' Nachricht über die Kaukasier (J. Markwart, Südarmenien und die Tigrisquellen nach griech. und arab. Geographen 1930, 84f.). Im Masion-Gebirge sahen Kiepert, Socin u.a. den Ṭur 'Abdīn nördlich von Nisibis (ähnlich C. Lehmann-Haupt, Armenien usw. 1, 1910, 501ff. 513; ders., RE 6 A, 1936, 996ff.), Markwart a.O. 84ff. dagegen mit guten Gründen die weit höheren Gebirge von Sasun und Chojth. Vgl. Weissbach, RE 14 (1930) 2068f. s.v. Masion.

[72] Arrian, Parthica: FgrHist 156 fr. 153 Jacoby (= Suda s.v. *λύγος*) *ὡς δὲ ἄπορος αὐτοῖς ἡ διάβασις ἐφαίνετο, ξυναγαγὼν ὁ Βρούτιος τοὺς ἐπιχωρίους κελεύει ἡγεῖσθαι τὴν ὁδόν, ὅπως εἰώθεισαν αὐτοὶ παρ' ἀλλήλους φοιτᾶν ὥρᾳ χειμῶνος· οἱ δὲ κύκλους ἐκ λύγων τοῖς ποσὶ περιαρμόσαντες αὐτοί τε ἀβλαβῶς ἐπήρχοντο κατὰ τῆς χιόνος πιεζομένης ὑπὸ τῶν κύκλων καὶ τοῖς Ῥωμαίοις παρεῖχον οὐ χαλεπὴν τὴν πάροδον. ἦν δὲ ἡ χιὼν ὡς ῖς πόδας πολλαχῇ τὸ βάθος.* Mit *Βρούτιος* muss gemeint sein C. Bruttius Praesens, cos. II 139; s. A. G. Roos, Studia Arrianea (1912) 58f.

[73] Der spätere Kaiser von Byzanz, Leo III. der Isaurier, damals noch Spatharier, überschritt im Mai 710 den schneebedeckten Kaukasus mit 'Reifenfüssen': Theophanes Confessor, Chronogr. 604 B = 1 p. 393, 20ff. ed. de Boor (1883) *λαβὼν δὲ ὁ σπαθάριος πεντήκοντα Ἀλανοὺς καὶ ὑπερβὰς μετὰ κυκλοπόδων Μαΐου μηνὸς τὰς χιόνας τῶν Καυκασίων εὗρεν αὐτοὺς κτέ.* Vgl. Tomaschek, Sitzungsber. Akad. Wien 133, 4 (1896) 14.

[74] Thomas Arcruni p. 107 trad. Brosset, Collection d'historiens Arméniens (St. Pétersbourg 1874/76) 1, 106, mir nur bekannt aus der Übersetzung von Markwart a.O. 86. Tomaschek a.O. 13 scheint noch eine andere Stelle des Arcruni wiederzugeben.

Schnees, der auf einmal aus den Wolken massenhaft niederfällt, haben sie sich Bretter ersonnen, die sie wie Joche mit Riemen an die Füsse binden, und laufen (so) bequem über den Schnee wie über festen Boden». Eine dunkle Kunde vom skandinavischen Ski war im 6. Jahrhundert n. Chr., als neue Landverbindung nach dem Norden sich aufgetan hatte, in die alte Welt gelangt: Prokop und Cassiodor kennen ein rohes Jägervolk *Σκριθίφινοι*, *Scridifennae*[75], das nach dem ersteren in Thule, nach dem letzteren auf der grossen Insel Scanza (Skandinavien) lebt; aber erst zwei Jahrhunderte später weiss Paulus Diaconus, der sie im äussersten Grenzgebiet Germaniens wohnen lässt, am Ozean, nicht fern von der Höhle der Siebenschläfer, ihren Namen zu deuten: «Sie haben ihren Namen von dem barbarischen (d.h. germanischen) Wort für 'springen'; denn sie holen die wilden Tiere ein, indem sie mit einem Brett springen, das künstlich wie ein Bogen gekrümmt ist»[76]. Das gemeinte Wort ist das altnordische *skrida*, das freilich nicht 'springen' heisst, sondern 'schreiten', 'gleiten'; es wird gebraucht vom Kriechen des Gewürms, von der Fahrt des Schiffes, vom Laufen auf Skiern (*skrīda ā skīdum*). Die Skridefinnen wären also 'Gleit-Finnen', 'skifahrende Finnen' d.h. wohl Lappen[77].

Von den angeführten antiken Nachrichten aus Armenien und dem Kaukasus bezeugt jede eine andere Art von Schneeschuhen. Bei den «tambourinähnlichen Platten aus ungegerbtem Leder» des Theophanes-Strabo ist nicht an ein Geflecht aus Lederriemen zu denken[78]; man hat sich vielmehr grosse Fellsohlen vorzustellen mit der Haarseite unten, eingespannt in einen runden Holzrahmen, 'Schnee-Sandalen'. Ziemlich genau entsprechende Schneereifen sind aus Siebenbürgen bekannt[79]: ein reichlich fussgrosses, ungefähr rechteckiges Stück Le-

---

[75] Procop. de bellis 6 (= de bello Goth. 2) 15, 16ff. Cassiodor. b. Iordanes, Get. 3, 21. Der Name ist in den Handschriften mannigfach entstellt; der «elende Jordanes selbst», sagt Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 2² (1906) 41f., schrieb *screrefennae* (überliefert ist u.a. auch *rerefennae*, *refennae*, *crefennae*).

[76] Paul. Diac. Hist. Langob. 1, 5 *hi* (sc. *Scritofinni*) *a saliendo iuxta linguam barbaram ethimologiam ducunt. saltibus enim utentes, arte quadam ligno incurvo ad arcus similitudinem feras adsecuntur.* Es folgt die oben S. 100 Anm. 39 angeführte Stelle über das Rentier und den aus Rentierfell gemachten Rock. Vgl. K. Birket-Smith, Ferne Völker (1958) 93.

[77] Vgl. Müllenhoff a.O. 44. Much in Hoops Reallex. german. Altertumskunde 2 (1913/15) 52 s.v. Finnen. Kluge-Goetze, Etymolog. Wörterb. d. dtsch. Sprache[11] (1934) s.v. 'Schlittschuh' (aus älterem 'Schrittschuh'). Ski als Schlange: Kalewala 13, 195ff.; Ski als Schiff: in skaldischer Dichtung heisst der seefahrende Krieger «der Haff-Skis Beschreiter», denn er ist «der Beschreiter des Meer-Schneeschuhs d.h. des gleitenden Schiffes». So F. Niedner zu Snorris Heimskringla 2c. 91 = Thule 15 (1922) 142.

[78] So Fabricius (oben Anm. 71) 193f.

[79] Béla Gunda, Snöskorna hos Karpaternas folk: På Skidor, Stockholm 1940, 232f. mit Abb. 3 und 4 (links). Gunda nennt diesen Typus, da er im Hargita-Gebirge vor-

der wird in einen kreisrunden Holzreifen eingespannt mit radial verlaufenden Lederriemen, oder ein noch breiteres Lederstück in einen ovalen Reifen mit Hilfe kurzer Schnüre derart, dass es den Reifen nahezu ausfüllt und dann wirklich an ein nicht ganz geglücktes Tambourin erinnert. Ob dazu ungegerbtes Fell verwendet wird, ist weder aus den Abbildungen noch aus der Beschreibung ersichtlich. Die «kleinen hölzernen Räder» der Armenier im Masiongebirge werden eher volle Holzscheiben, Tellerräder, gewesen sein als Speichenräder: 'hölzerne Schnee-Sandalen'[80]. Beide sind mit 'Stacheln', 'Nägeln' (*κέντρα*) versehen, was anscheinend selten ist; mir jedenfalls ist nur eine einzige Parallele bekannt geworden, und zwar ein sogenannter 'Leiter-Typus' aus Graubünden (Abb. 2)[81]. Aber die Formen dieser Dinge sind so mannigfaltig wie ihre Funktion – in Schweden z.B. dient der Leiter-Typus vornehmlich zum Austreten von Pfaden –, so mannigfaltig wie die verschiedenen Zustände des Schnee, den es zu meistern gilt. Bei hartgefrorenem Schnee sind Stacheln zweckmässig, bei lockerem kaum hinderlich. Den uns vertrautesten Typus, den runden Reifen mit Geflecht, weist für uns zuerst Arrian zu Beginn des

kommt, «Hargita-Typus». An Stelle des rechteckigen Lederstücks ein ebensolches Holzbrett in ovalem Reifen: Abb. 2 E, S. 231.

[80] «asses ligneos parvos et tenues», 'kleine dünne hölzerne Bretter' bezeugt für die Schweizer Alpen Josias Simler, De Alpibus commentarius (Zürich, Froschauer 1574) p. 122 v. Über ihre Form lässt er uns im ungewissen; rechteckig ist nicht ausgeschlossen. W. A. B. Coolidge, Josias Simler et les origines de l'Alpinisme jusqu'en 1600 (1904) ist mir unzugänglich; vgl. J. Simler, Die Alpen, mit Einleitung, Übersetzung und Erläuterungen von A. Steinitzer (1931) 199f.

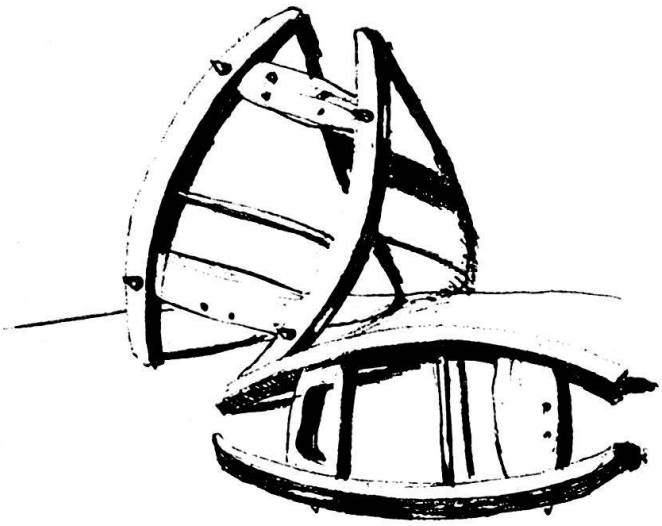


Abbildung 2

[81] Aus Sent (Engadin). Die Abbildung bei H. Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben 1 (1929) 71 ist eine fehlerhafte Umzeichnung nach einer alten Photographie; diese können wir dank der Freundlichkeit von Andrea Schorta in Chur hier vorlegen, Abb. 2.

zweiten nachchristlichen Jahrhunderts in Armenien nach[82]; ob dann Thomas Arcruni wirklich Skier meint, sei dahingestellt.

Beiläufig: was die Kaukasier des Theophanes-Strabo im Sommer auf verschneiten Bergen zu tun hatten und mit was für Lasten sie auf ihren Fellen die Schneehalden hinunterschlittelten, das lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit erschliessen. Diese Gebirgler kamen mit Erzeugnissen ihrer Heimat nach der Hafen- und Handelsstadt Dioskurias und tauschten sie dort um, vor allem gegen das begehrte Salz[83]; den Auf- und Abstieg über schneebedeckte Pässe haben sie offenbar mit ähnlicher Ausrüstung bewerkstelligt wie früher in den Schweizer Alpen die 'Bergträger'. Diese stiegen beispielsweise von Vals über den Valserberg (2500 m) nach Hinterrhein, manchmal dazu noch über den Splügen nach Chiavenna, um von dort etwa Reis, Maismehl, Gerste, Kastanien oder Wein in ihr karges Dorf zu bringen; aufwärts gings wie bei den Kaukasiern mit Schneereifen, abwärts in sausender Fahrt nicht liegend auf einem Fell, sondern sitzend auf dem 'Ritbrett', einem leichten hölzernen Gleitbrett von der Form eines ganz kurzen, breiten Skis mit aufwärts gebogener Spitze[84].

Das also wären die antiken Nachrichten über Schneeschuhe. Man sieht: sie wissen nur von Schneereifen, von Schreit-Schuhen, nicht

---

Schorta bemerkt dazu: Das Gerät hat vier Spitzen, nicht sechs, und auf dem vorderen Querholz eine Lederschlaufe für die Fußspitze. Brockmanns Zeichner hat die Lederschlaufe missverstanden und daraus ein Loch im Querholz gemacht, dessen Funktion unersichtlich wäre; konsequent hat er dieses Loch dann auch beim stehenden Gerät angebracht, im Gegensatz zur Photographie: die Photographie gibt ja hier die Unterseite wieder, die natürlich keine Lederschlaufe hat. Der Name des Geräts, *uanella* (so nur in Sent), allgemein engadinisch *gianella, janella*, ist wohl ein Abkömmling des lat. *ianua* wie roman. *genna, jenna* 'Gittertor' aus **ienua* statt *ianua*. — Den Typus finde ich sonst in der Schweiz bezeugt in Kandersteg; im Oberwallis; in Bosco-Gurin; und «im Tessin» (Schweiz. Museum für Volkskunde in Basel VI Nr. 292; 7286. 19398; 1331; 17367), ferner im Urserental (nach freundlicher Mitteilung von H. G. Wackernagel), doch alle ohne Stacheln. Vgl. auch A. Zettersten, På Skidor 1938, 386. Gunda a.O. 235 nennt diesen Typus « Pyrenäen-Balkan-Typus», da er von Nordspanien über die Alpen bis in den östlichen Balkan verbreitet sei; er kommt aber auch in Skandinavien vor und ist dort glücklicher «ladder type», 'Leiter-Typus' genannt worden, s. Berg a.O. (oben Anm. 68) 32f. mit Abb. 26. 27 S. 36f. Daniel S. Davidson, Snowshoes: Memoirs Amer. Philosoph. Soc. 6 (1937) 48ff. mit Abb. 16. 17 (nach Zettersten); seine Angaben sind hier spärlich.

[82] In der Schweiz bezeugt diese Form wohl zuerst Simler a.O.: «circulos ligneos, cuiusmodi in doliis vinariis vinciendis adhibentur, pedalis diametri, funibus cancellatim undique contextos, pedibus alligant», d.h. «sie befestigen an den Füssen runde hölzerne Reifen, wie man sie zum Binden von Weinfässern braucht, einen Fuss im Durchmesser, ausgefüllt mit einem Gitter von Schnüren».

[83] Strabo 11 p. 498 *Διοσκουριάς ἐστι ... καὶ ἐμπόριον τῶν ὑπερκειμένων καὶ σύνεγγυς ἐθνῶν κοινόν.* id. p. 506 *συνέρχονται δὲ τὸ πλεῖστον ἁλῶν χάριν.*

[84] Paula Jörger, Die Valser Bergträger: Schweizer Volkskunde 32 (1942) 1ff. mit Abb. 1 und 4.

vom Ski. Im Gegensatz dazu berichten die chinesischen Quellen[85] ausschliesslich vom Ski. Wir legen nur die zwei ältesten Zeugnisse vor, das eine aus den Annalen der Dynastie T'ang, dem T'ang schu, das andere aus der grossen «Erdbeschreibung», dem Huān-jù kî. Beide Nachrichten sind zeitlich nur ungefähr zu bestimmen. Das T'ang schu, im wesentlichen schon im Lauf der T'ang-Zeit, also 618–906, entstanden und um 940 abgeschlossen[86], ist wie alle diese Annalen durchaus kompilatorisch; seine einzelnen Nachrichten sind also frühestens ins siebente, spätestens ins zehnte nachchristliche Jahrhundert zu setzen. Ähnliches gilt vom Huān-jù kî; das in den Jahren 976–984 erschienene Werk behandelt in seiner letzten Abteilung, den Büchern 172–200, die «Ausländer der vier Weltgegenden»; die im folgenden mitgeteilte Stelle steht im 199. Buch. Das T'ang schu nun kennt östlich von den Kirgisen[87] ein rossereiches, in drei Horden geteiltes Volk, die *mu-ma T'u-küe* d. h. 'Holzpferd-Türken'. «Sie pflegen», sagt unser Annalist[88], «auf sogenannten Holzpferden, d.h. auf Schlitten, die sie an ihre Füsse binden, übers Eis zu laufen; dabei nehmen sie krumme Äste als Achselstützen und stossen sich sehr rasch vorwärts.» «Bei jedem Schwung kommen sie wohl hundert Schritt vorwärts.»[89] Genauer und ergiebiger berichtet das Huān-jù kí von einem Volk, das südöstlich von den Kirgisen im Gebirge zerstreut lebe, den *Pa-si-mi* d.h. den mit den Türken verwandten Baschmîl[90]: «Sie bedienen sich

---

[85] Gesammelt von W. Schott, Über die ächten Kirgisen: Abh. Akad. Berlin a.d.J. 1864 (Berlin 1865) 429ff. W. Radloff, Aus Sibirien 1 (1884) 122ff. gibt seine Quellen nur summarisch an. Einiges weitere bei W. Eberhard, Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas: T'oung Pao, Suppl. zu Bd. 36 (1942) 43 (vgl. u. S. 189), 50. Keine Angaben über Schneeschuhe finde ich bei Ed. Chavannes, Documents sur les Tou-Kiue occidentaux (St Pétersbourg 1903) und bei Liu Mau-Tsai, Die chines. Nachrichten zur Geschichte der Ost-Türken: Göttinger Asiat. Forschungen 10 (1958).

[86] Dies gilt von der älteren Fassung, dem Kiu T'ang schu; eine jüngere, etwas erweiterte Fassung, das Sin T'ang schu, wurde um 1050 abgeschlossen. Otto Franke, Geschichte des chines. Reiches 2 (1936) 308. Vgl. E. Balázs, Saeculum 8 (1957) 217. W. R. Schulz und Hu Ch'ang-tu glauben die erste Erwähnung des Skis in chinesischen Quellen auf das Jahr 647 n.Chr. präzisieren zu können nach D. S. Davidson, The snowshoe in Japan and Korea: Ethnos 18 (1953) 61, Anm. 5, wo weiteres.

[87] Das wäre, nach J. J. Hess, Vox Romanica 2 (1937) 171, etwa im Sajanischen Gebirge. Vgl. B. Laufer, The Reindeer and its domestication: Memoirs Amer. Anthropol. Assoc. 4, 2 (1917) 118 und unten S. 190.

[88] Nach Schott a.O. 435f.; vgl. Eberhard (o. Anm. 85) 50.

[89] Der Zusatz nach Radloff a.O. 139. «Übers Eis» heisst wohl «über die vereiste Oberfläche des Schnees»; vgl. Raschîd ud-dîn unten S. 183 § 6, wo Berezin-Radloff übersetzen «auf der Oberfläche des Schnees». Dass Skier, nicht Schlittschuhe gemeint sind, steht ausser Zweifel; vgl. unten S. 189 ('Holzpferde').

[90] Vilh. Thomsen, Alttürkische Inschriften aus der Mongolei, übers. von H. H. Schaeder, Ztschr. dtsch. morgenländ. Gesellsch. 78 (1924) 171: die Baschmîl, «die *Pa-si(k)-mi(t)* der Chinesen», wohnten im 8. Jahrhundert in oder bei Bischbalik (chines. Pei-t'ing) in

auf der Jagd einer Fussbekleidung, die Holzpferd heisst. Dieses gleicht einem Schlitten, aber der Kopf (das vordere Ende) ist hoch (nach oben gebogen). Die untere Seite überzieht man mit Pferdefell, so dass die Spitzen der Haare rückwärts laufen[91]. Wenn der Jäger solche Bretter an die Füsse gebunden hat und einen Abhang hinunter läuft, so überholt er den fliehenden Hirsch. Läuft er über eine mit Schnee bedeckte Ebene, so stösst er einen Stab in die Erde (den Schnee) und läuft wie ein Schiff (dahinfährt); auch so holt er den fliehenden Hirsch ein[92]. Derselbe Stab dient ihm als Stütze, wenn Abhänge zu ersteigen sind.» Eine ganz ähnliche chinesische Quelle, in welcher der Ski gleichfalls 'Holzpferd' hiess, hat wahrscheinlich um 1322/25 der Perser Raschîd ud-dîn für seine berühmte Schilderung der Schneeschuhjagd bei den Urjangkit benutzt; sie ist so merkwürdig, dass wir sie unten S. 182ff. vollständig mitteilen.

Im Osten erscheinen also die frühesten literarischen Zeugnisse für den Ski zwischen dem siebenten und zehnten nachchristlichen Jahrhundert, im Westen vielleicht im sechsten, wenn man die blosse Erwähnung der Skrithiphinoi bei Prokop als Zeugnis gelten lässt, sicher dann im achten bei Paulus Diaconus (oben S. 111). Ungefähr um die gleiche Zeit beginnt der germanische Norden von sich selber zu zeugen, und Mythus, Saga, Gelehrsamkeit wissen dort natürlich viel vom Ski zu erzählen[93]. Wir brauchen auf dieses weite Gebiet nicht einzu-

---

Turkestan nördlich vom Tien-schan. Das folgende nach Schott 448; die Zusätze in Klammern stammen von ihm. Vgl. Eberhard (o. Anm. 85) 50.

[91] Schott setzt hier ein Fragezeichen, aber die Sache ist, wie jeder Skifahrer sofort sieht, klar und richtig. Fast die gleichen Worte braucht in seiner umständlich genauen Beschreibung sibirischer Skier Adolph Erman, Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane i.d.J. 1828, 1829 u. 1830, 1. Abt. Histor. Bericht 2. Bd. Reise von Tobolsk bis zum Ochozker Meer i.J. 1829 (Berlin 1838) 326: «Die Tungusen und die Jakuten kleben mit Fisch- oder Rennthierleim auf die zum Schnee gewandte Seite dieses Brettes (sc. des Skis) einen Streifen Pferdehaut, so dass die Haarspitzen von der Fusspitze nach hinten gekehrt sind.» Vgl. I. Manninen, Fortbewegungs- und Transportmittel, Kansatieteellinen Arkisto 13 (Helsinki 1957) 16: «Das Fell wird mit dem Strich von der Spitze bis zum Hinterende unter die Skier gelegt, damit es das Vorwärtsgleiten nicht hindert, dafür aber beim Gehen oder Bergaufsteigen ein Zurückrutschen verhütet.» Verwendung von Pferdehaut ist auch im Altai bezeugt (unten S. 186); anderswo wird Schenkelfell vom Ren oder vom Elch genommen (Manninen a.O.).

[92] So berichtigt Schott 470 seine eigene frühere Übersetzung S. 448; vgl. unten S. 189 Anm. 24.

[93] Zur ersten Orientierung s. etwa Gust. Storm bei Nansen (oben S. 109 Anm. 65) 1, 84ff. K. Maurer, Das Skilaufen in Norwegen: Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 2 (1892) 301ff. Erwin Mehl, Altgerman. Schneelauf, in: Leibesübungen u. körperl. Erziehung 57 (1938) 138ff. F. R. Schröder, Skadi und die Götter Skandinaviens (1941), gibt über die seltsame Göttin Skadi, die auf Skiern mit Pfeil und Bogen das Wild jagt, ebenso gelehrte wie kühne Kombinationen; all das bleibt hier unberücksichtigt. Nur einige Bemerkungen zu den gelehrten Schriftstellern seien gestattet. Adam von Bremen berichtet gegen Ende

gehen, wollen aber doch wenigstens auf die köstliche Schilderung des Skiwunders hinweisen, die der Verfasser des altnorwegischen sogenannten 'Königsspiegels' gegeben hat, wahrscheinlich Einar Hákonarson, gestorben 1263 als Erzbischof von Nidaros (Trondhjem)[94]. Wir in unserm Land, heisst es da, verstehen diese Sache aus dem Grunde und haben im Winter Gelegenheit genug, Männer in dieser Kunst glänzen zu sehen; anderswo aber wird es Verwunderung, ja Unglauben erregen, wenn man hört, «dass dünne Bretter zu einer so grossen Geschwindigkeit abgerichtet werden können, dass oben in den Bergen nichts, was sich auf der Erde bewegt, im schnellen Lauf dem Manne entgehen kann, der (solche) Bretter an den Füssen hat ...»; dass ein Mann, der barfuss oder nur mit Schuhen nicht schneller ist als andere, «sobald er 7–8 Ellen lange dünne Bretter unter seine Füsse bindet, Vögel im Fluge oder die schnellsten Windhunde und Rentiere im Lauf überholt, welch letztere doch doppelt so schnell laufen wie ein Hirsch. Denn es gibt eine ganze Anzahl von Männern, die ihre Schneeschuhe so gut zu gebrauchen wissen, dass sie im Lauf mit ihrem Spiess neun Rentiere und noch mehr zu treffen vermögen.» Ähnlich ruft im Kalewala der «muntre Lemminkäinen», als er sich aufmacht, um Hiisis gespenstisches Elentier zu erjagen, voll siegesgewissen Stolzes aus, im ganzen Wald, ja unter Gottes Himmelsbogen finde sich kein Läufer mit vier Füssen, den er mit seinen Skiern nicht leicht erreichen,

---

des 11. Jahrhunderts von den *Scritefingi*, «sie überflügeln im Lauf durch tiefsten Schnee die wilden Tiere» (Gesta Hammaburg. 4, 31 *feras praevolant suo cursu per altissimas nives;* vgl. 4, 24). – Wenn P. Herrmann von Saxo (12. Jahrhundert) sagt, die Schneeschuhe seien ihm «offenbar unbekannt» (Die Heldensagen des Saxo Grammaticus 1922, 54), so soll das wohl nur heissen, er kenne sie nicht aus eigener Anschauung; denn Saxo beschreibt sie wiederholt mit den prächtigsten lateinischen Stilkünsten. Die *Scritefinni* mit ihrer Jagdleidenschaft sind ihm ein Volk, das «ungewöhnliche Vehikel im Gebrauch hat» (praef. 2, 9 *gens inusitatis assueta vehiculis*); die *Finni* benutzen, um den Schnee zu durcheilen oder zu durchgleiten, «gebogene Bretter» (5, 13 *pandas trabes*) und «gleitende Scheiter» (9, 4, 24 *lubricos stipites*); Toko, gezwungen, seine Prahlerei, er verstehe sich auf die finnische Schneelaufkunst, unter Beweis zu stellen, begibt sich auf einen hohen Berg und lässt «nach Befestigung von Gleitbrettern an den Sohlen dieses Fahrzeug jäh abwärts fahren» (10, 7, 4 *lubricasque plantis tabulas adaptando rapidum in praeceps vehiculum egit*). Übrigens ist auch diese Schussfahrt auf Skiern mit ihrem unglücklich-glücklichen Ausgang offenkundig mit Episoden unserer Tell-Sage verwandt. – In Russland erscheinen die ersten literarischen Nachrichten im 12. Jahrhundert (Kiew); Verwendung von Skiern im Krieg, die im germanischen Norden auch früh bezeugt ist, wird in Russland zuerst 1444 gemeldet. A. V. Arcichovskij, Trudy Instituta Etnografii 1 (Moskau 1947, russisch; ich verdanke die Kenntnis dieses Aufsatzes Elsa Mahler. Vgl. dazu G. Berg, På Skidor 1952, 229ff.).

[94] Jan de Vries, Altnord. Literaturgeschichte 2 (1942) 484ff. Die jetzt massgebende Ausgabe des «Konungsskuggsjá» von F. Jónsson u.a. (Kopenhagen 1920) ist mir unzugänglich; ich zitiere deshalb nach der Übersetzung von G. Storm bei Nansen a.O. 1, 76f. Vgl. Müllenhoff, Dtsch. Altertumskunde 2² (1906) 47.

nicht erbeuten könnte[95]. Das ist freilich etwas übertrieben, denn es gilt nur für bestimmte Schneeverhältnisse, und auch dann geht es keineswegs immer «leicht». Wahr ist indessen, dass die Schneeschuhjäger manches Wild dezimiert, ja ausgerottet haben, wo nicht rechtzeitig gesetzliche Verbote der Art, wie sie bei uns heute selbstverständlich sind, schützend eingriffen[96].

Der unentbehrliche grosse Helfer beim Jagen im Schnee, das geht aus allem Bisherigen unzweifelhaft hervor, ist immer und überall der Ski gewesen. Nordgermanische, finnische, lappische, sibirische, persische, chinesische Zeugen sagen es alle gleich: nur dank dem Ski vermochte der Jäger das Wild, das ja auch noch im Schnee weit schneller war als der unbewehrte Mensch, niederzurennen und im Nahkampf zu erlegen (*comminus obtruncant* Vergil a.O. 374; vgl. oben S. 89f.). Schneereifen wären das niemals zu leisten imstande[97]; sie erscheinen denn auch in keinem unserer antiken Berichte als Jagdgerät. Schneereifen konnte ein Jäger etwa brauchen, um durch den Winterwald den gestellten Fallen nachzugehen oder dem Wild auf einem Wechsel aufzulauern; ein eigentliches Jagen im Schnee gibt es nur mit dem Ski. Wir ziehen den Schluss: der ionische Ethnograph, dem Vergil folgte, wusste nicht bloss von Schneereifen wie die späteren antiken Autoren; er hatte Kunde von einem nordischen Volk, das mit Skiern jagte, und zwar vermutlich Elch und Ren (oben S. 98ff.).

Ist dieser Schluss richtig – und mindestens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit wird man ihm zubilligen müssen – so ist damit der Ski literarisch bezeugt für das fünfte vorchristliche Jahrhundert, das heisst elf bis zwölf Jahrhunderte oder ein gutes Jahrtausend früher als bisher (oben S. 115). Ein stolzes Ergebnis, möchte man meinen. Aber wie klein und bescheiden nimmt es sich doch aus angesichts der Horizonte, die Ethnographie und Prähistorie auftun! Denn erstens: der Ski ist nochmals um gleich zwei Jahrtausende früher bezeugt durch Felsbilder an den Ufern des Vyg, unfern seiner Mündung in die Onega-

---

[95] Kalewala 13, 97ff.

[96] Vgl. Sven Ekman, Norrlands jakt og fiske (Uppsala 1910) 290 u.ö., nach freundlichem Nachweis von Lily Aall. G. Berg (oben S. 109 Anm. 68) 38.

[97] Den Schnelligkeitsunterschied macht ein Versuch anschaulich, den die schweizerischen Skipioniere, begeistert durch Nansens Grönlandbuch, angestellt haben. Am 29. Januar 1893 überschritten Chr. Iselin und andere Glarner zusammen mit dem Norweger Olaf Kjelsberg den Pragelpass auf Skiern, ein anderer Teilnehmer der Expedition, Ed. Naef, auf Schneereifen. Hatten beide Parteien für den Aufstieg ungefähr gleich viel Zeit gebraucht, so brauchte nun der Schneereifler für den Abstieg von der Passhöhe bis Hengsthorn 1¼ Stunde, die Skiläufer dagegen 20 Minuten; dabei waren die meisten Anfänger. J. Mercier, Aus der Urgeschichte des schweiz. Skilaufes. Jubiläumsschrift des Ski-Club Glarus 1893–1928 (Glarus 1928) 8ff. 11.

Bucht des Weissen Meers – man datiert sie in die kammkeramische Periode der Steinzeit, 2500/1700 v.Chr. (Abb. 3) –, ferner durch Felsbilder im norwegischen Rœdœy, die wohl etwas später sind und der ausgehenden Stein- oder der beginnenden Bronzezeit angehören mögen[98]. Zweitens: in norwegischen, schwedischen, finnischen Mooren hat sich eine stattliche Zahl von prähistorischen Skiern, Skifragmenten, Skistöcken gefunden; die ältesten von ihnen sind dank der Pollenanalyse mit Sicherheit in die jüngere Steinzeit datiert, das heisst für diese Gegenden in die Jahre von 2600 bis 2000 v. Chr.[99] Drittens: schon die zwei ältesten dieser Moorfunde repräsentieren zwei verschiedene Ski-Typen, und beide sind von erstaunlich hoher technischer Vollendung; das zwingt zur Annahme, der Ski habe schon damals eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich. Forscher vom Rang eines H. Obermaier hielten es denn auch für wahrscheinlich, dass Skier oder Schneereifen schon bei den jungpaläolithischen Jägern des Magdalénien im Gebrauch waren, obwohl eigentliche Beweise fehlen[100]. Mag man das zu kühn finden, mag man eine präzise Zeitbestimmung einstweilen überhaupt für unmöglich halten: der Ski ist auf jeden Fall erheblich älter als diese frühesten Skifunde.

In den Gebieten, in denen man etwa Vergils Schneeschuhjäger zu suchen hätte, sind allerdings keine alten Skier ausgegraben worden. Aber solche hat man ja bisher überhaupt nur in Finnland, Schweden und Norwegen festgestellt[101], und doch wird niemand daraus schliessen, der Ski sei eben auf diese Gebiete beschränkt gewesen. Gleichwertige Funde würden sich zweifellos noch an vielen Orten einstellen, sobald man nur bei gleich günstigen Bedingungen auch gleich gut zu beobachten wüsste; weite, für diese Frage wichtigste Gebiete sind ja

---

[98] W. J. Raudonikas 1938 (oben zu Abb. 3). Nils Lid, On the history of Norwegian skis (1937) 21ff. G. Berg a.O. 12ff. mit Abb. 4ff. John Grahame Douglas Clark, Prehistoric Europe (1952) 294ff. E. Manker, Ztschr. f. Ethnol. 79 (1954) 175f.; ders., På Skidor 1952, 137ff. F. Hančar, Das Pferd usw. (oben S. 96 Anm. 25) 329.

[99] Vgl. T. I. Itkonen, På Skidor 1937, 71ff. N. Lid und Clark a.O. In dem Sammelband «Finds of skis» usw. (oben S. 109 Anm. 68) sind alle schwedischen Funde von G. Berg, A. Zettersten, E. Granlund und G. Lundquist eingehend besprochen und vorzüglich abgebildet; die genannten ältesten Funde sind der von Hoting, Angermanland, um 2600 (S. 26. 127ff. mit Tf. 9, 2) und derjenige von Kalvträsk, Västerbotten, um 2000 (S. 18ff. 114ff. mit Taf. 7. 8). Davidson, Snowshoes (oben S. 113 Anm. 81) 138ff.

[100] H. Obermaier bei H.-G. Bandi, Die Schweiz zur Rentierzeit (1947) 77 Anm.; vgl. Obermaier in Eberts Reallex. der Vorgeschichte 6, 137. Die gleiche Meinung vertritt, anscheinend ohne Obermaier zu kennen, A. P. Okladnikov (1941) nach Hančar a.O. 329. Sehr grosszügig gibt «Das grosse Buch vom Sport» (Freiburg i.Br. 1959) 333 schneereifen- und skiähnlichen Geräten ein Alter von «ca. 20000–100000 Jahren».

[101] Berg a.O. 15. Einen undatierbaren Skifund aus Sibirien erwähnt Hančar 327 nach Okladnikov 1954; vgl. auch Davidson a.O. 12.

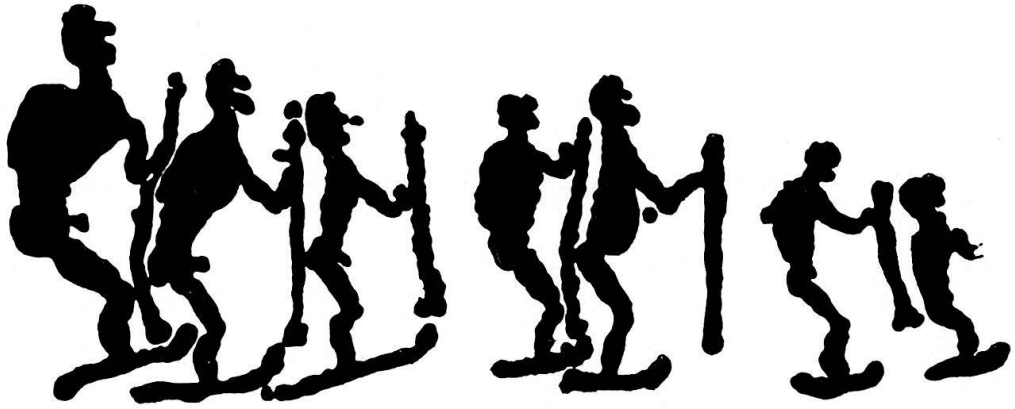


Abb. 3. Skifahrer, vielleicht auf Rentierjagd. Steinzeitliche Felsbilder vom Zalavrougafluss (Vyg). Nach W. J. Raudonikas, Les gravures rupestres des bords du lac Onéga et de la mer Blanche 2 (Moscou/Léningrad 1938; russ. und franz.) Tf. 2 (Gesamtansicht) und Tf. 4 (Detailaufnahmen). Die Dreiergruppe links ist von den beiden Zweiergruppen rechts ziemlich weit getrennt. Höhe der Figuren von links nach rechts: 32. 29. 24,5 cm; 27. 27; 22. 18 cm. Nach G. Berg, in På Skidor 1940, 349.

archäologisch noch so gut wie unerforscht[102]. Dafür haben die prähistorischen Skitypen alle ihre mehr oder minder genauen Entsprechungen im ethnographischen Material, und damit eröffnet sich wieder ein neues, weites Feld. Nur als Beispiel sei der zweitälteste unter den schwedischen Moorfunden etwas näher betrachtet, derjenige von Kalvträsk (um 2000 v. Chr.)[103]. Es sind ein Paar Skier aus Tannenholz, beide 204 cm lang, mit einer niedrigen scharfkantigen Längsrippe auf der Oberseite, dazu ein 156 cm langer Stock, dessen oberes Ende als Schneeschaufel gebildet ist. Der älteste schwedische Ski, der von Hoting (um 2600 v. Chr.), hatte eine erhöhte bzw. verdickte Fussrast, durch welche ein horizontales Bohrloch den Zehenriemen quer unter dem Fuss hindurchführte ('skandischer Typus' Bergs[104]); beim Ski von Kalvträsk dagegen verliefen die Fussriemen durch zwei Paare von Löchern, die beidseits des Fusses senkrecht durch das (nicht verstärkte) Fussgestell gebohrt sind. Diese Bindung ist das Hauptcharakteristikum jenes Typus, den Wiklund den arktischen genannt hat; sie findet sich genau so beim Ski der Syrjänen, Samojeden, Tschuktschen, Lamuten, Ainu. Die Skier selber haben dort allerdings meist nicht ein gerade abgeschnittenes Ende wie der Ski von Kalvträsk, sondern ein ähnlich wie der Vorderteil zugespitztes, sind also lanzettförmig; die

[102] K. Birket-Smith, Geschichte der Kultur (1946) 466.

[103] Das Folgende nach Berg a.O. 18ff. Manker a.O. 1954 (oben Anm. 98) mit Abb. 4. 5. 7. 8.

[104] Berg a.O. 25ff.; ders. in: Tribus, Jahrbuch d. Linden-Museums Stuttgart 1952/53, 191. Vgl. oben Anm. 99.

Unterseite wird manchmal mit Fell bezogen. Skistöcke mit Schneeschaufeln haben auch Ostjaken, Syrjänen, Lappen. Bei solchen Übereinstimmungen in Einzelheiten, die sich keineswegs zwangsläufig ergeben, wird man annehmen müssen, dass zwischen den rezenten und den prähistorischen Formen geschichtliche Beziehungen bestehen, auch wenn es ungewiss bleibt, wie diese verliefen. Natürlich können anderseits Formen, die wir nur aus der Völkerkunde kennen, sehr wohl auch dann urzeitlichen Alters sein, wenn geschichtliche Zeugen fehlen. Prähistorische Schneereifen zum Beispiel haben sich meines Wissens nicht gefunden und dürften aus verschiedenen Gründen wohl auch schwer zu finden sein; und doch sind sie gewiss älter als der Ski.

Nicht vertreten unter den Altertumsfunden ist auch der 'zentralnordische' Skitypus, den rasch vorzustellen wir uns nicht versagen können[105]. Es sind unpaarige, d.h. zwei ungleich lange Skier, genauer und schwedisch gesagt ein Ski und ein 'Andur', d.h. etwa 'Stossschuh'[106]. Der Ski, lang und ohne Fellbesohlung, kommt an den linken Fuss, der Andur, kurz, oft sehr viel kürzer als der Ski und meist mit Fell bezogen, an den rechten; mit ihm stösst der Fahrer, ähnlich wie unsere Kinder ihr Trottinett, immer wieder am Boden ab und jagt so den Ski in ausserordentlich rasche und wendige Fahrt. Das ist freilich eine Kunst, die gelernt und ständig geübt sein will. Dieser seltsam raffinierte Ski ist bei Norwegern, Schweden, Finnen und Lappen im Gebrauch gewesen; in den mittelschwedischen Waldgebieten war er während des 17. und 18. Jahrhunderts sogar Alleinherrscher; 1806 erscheint er in der schwedischen Armee als Ordonnanz, und noch 1900 hat ihn ein schwedischer Fachmann als den einzig wahren gepriesen. Nach Berg ist er vornehmlich für die Hetzjagd auf Elche verwendet, vielleicht sogar dafür erfunden worden, und Berg entscheidet auch die früher lebhaft erörterte Streitfrage nach seinem Alter dahin, dass er als verhältnismässig späte Neuerung anzusehen sei; zum erstenmal ist er sicher bezeugt 1605. Immerhin verwendet schon Lemminkäinen bei seiner mythischen Elchjagd im Kalewala eben solche Skier[107]; wie

---

[105] Das Folgende nach Berg a.O. 40ff. und Tribus a.O. Manninen (oben Anm. 91) 19.

[106] Norweg. *aander*, altnord. *ǫndurr*, *andri* gehört nach Falk-Torp, Norweg.-dän. etymol. Wörterb. 1 (1910) 5f. zu der Präposition **and* 'entgegen' und bedeutet ursprünglich «das, was entgegengesetzt wird, was den Stoss auffangen soll». Zur Terminologie auch Manninen a.O. und A. M. Hansen bei Fr. Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland 1 (1891) 97ff.

[107] Kalewala, Rune 13. Die Übersetzung von J.-L. Perret (Le Kalevala², Paris 1931) unterscheidet immer wieder rechten und linken Schneeschuh, «raquette» und «ski» (vgl. besonders V. 83f. 89f. 94f. 251ff.); aber auch die freiere Übersetzung von A. Schiefner lässt den Unterschied noch erkennen (vgl. bes. V. 94f.), ebenso die (verkürzte) schwedische von O. Homén (Åbo 1944) 98ff. Sicherheit geben die alten Varianten, die K. Krohn mitteilt, Finn.-ugr. Forschungen 16 (1923) 129f.

alt diese Stellen sind, wüsste ich freilich nicht zu sagen. Aber es darf daran erinnert werden, dass das Archaische keineswegs immer auch das Einfache ist. Im übrigen hat es, wie unsere Beispiele nur eben andeuten konnten, schon früh eine erstaunliche Vielfalt von Skiformen gegeben, mit denen man den Verschiedenheiten des Geländes, den mannigfachen Zuständen des Schnees, den wechselnden Zwecken zu genügen wusste.

Aber wir müssen endlich zum Schluss kommen. Wir sind noch ein Wort schuldig über die indianischen Schneeschuhjäger, an denen uns die Schilderung des antiken Ethnographen zuerst anschaulich geworden ist.

Der Schneeschuh unserer indianischen Jäger ist, wie Catlins und Rindisbachers Bilder (Tf. 1–5) deutlich zeigen, ein Holzrahmen mit Riemengeflecht, also kein Ski d.h. Gleitschuh, sondern ein Schreitschuh und demnach zur Gattung 'Schneereifen' zu rechnen (oben S. 109). Da er aber nicht rund ist, passt die Bezeichnung 'Reifen' schlecht, und so verfiel man auf den Namen 'indianischer (kanadischer) Ski'. In der Tat hat der eine von Catlins Jägern Schneeschuhe, die vorn hochgebogen und spitz sind wie Skier; die des andern aber sind flach und vorne rund wie Tennisschläger: daher denn die Franzosen alle diese Geräte glücklicher *raquette* benannt haben[108]. Beide Formen sind häufig; auffallend ist jedoch, dass die zwei Jagdkameraden zweierlei Schneeschuhe tragen. Nun ist Catlin just hier nicht in allem unbedingt zuverlässig[109], aber mit den zweierlei Schneeschuhen könnte er wenigstens soweit im Recht sein, als er beide beim gleichen Volksstamm gesehen haben mag. Denn die Formen der Schneeschuhe wechseln nicht bloss von einem Volk zum andern, sondern oft schon innerhalb des gleichen Stammes: da gibt es besondere für den rechten Fuss und für den linken, für Männer, für Frauen, für Kinder, für die Reise und für die Jagd, für bestimmtes Gelände und für bestimmten Schnee usw.[110]; so dass man zögern wird, Catlin falscher Berichterstattung zu

[108] Französ. *raquette* (ältere Formen *rachete*, *racete*, *rascette*, *rasquette*, aus arabisch *râḥat*, *râḥet* 'Handfläche') heisst zunächst 'Handfläche', dann 'Ballschläger'; diese uns geläufige Bedeutung kam im 15. Jahrhundert auf, wohl zusammen mit dem Aufschwung des Ballspiels (so O. Bloch-von Wartburg, Dict. étym. de la langue fr.[2] 1950 s.v.). Im Sinn von 'amerikanischer Schneeschuh', den Bloch-v. Wartburg nicht verzeichnen, ist das Wort zuerst wohl von Franzosen in Kanada verwendet worden; für Gabriel Sagard (1624/32) und den Baron La Hontan (1703) z.B. ist es schon selbstverständlich. Littré notiert diese Bedeutung erst fürs 18. Jahrhundert (La Pérouse). – Nansen (oben S. 109 Anm. 65) 2, 102f. nennt die amerikanischen Schneeschuhe 'Indianertruger'; norweg. *truge* heisst der Schneereifen. Vgl. Nansen 1, 44ff.

[109] Vgl. darüber unten S. 140f. Auf dem Ölbild Tf. 3, das mit der Lithographie Tf. 1 nächstverwandt ist, tragen die beiden Jäger gleiche Schneeschuhe.

[110] Daniel Sutherland Davidson, Snowshoes: Memoirs Amer. Philos. Soc. 6 (Phila-

beschuldigen. Richtig hat er jedenfalls Trittspuren im Schnee gezeichnet, nicht eine Gleitspur; denn die Raquettes, mögen sie noch so skiähnlich und elegant sein, bleiben doch immer Schreitschuhe, die bei jedem Schritt gehoben werden müssen. Freilich nicht so schwerfällig wie die gewöhnlichen alten Schneereifen, die 'bearpaws'. Auf diesen wird der ganze, mit der Sohle flach aufliegende Fuss festgebunden (s. Abb. 4)[111], bei den Raquettes dagegen nur die Fußspitze, und zwar in einer eigens dafür ausgesparten Lücke des Netzwerks, dem 'Auge'[112], so dass der Fuss mit seiner Spitze noch den Schnee berührt, sonst aber frei beweglich bleibt; Rindisbacher zeigt das sehr schön (Tf. 5). Beim Gehen hebt man den Schneeschuh nur ein wenig und lässt ihn über den Schnee nachschleifen, namentlich das Endstück[113]; dieses hat ja das feinste Geflecht und läuft spitz zu. Solches Gehen ist eine Kunst, die nicht jeder ohne weiteres beherrscht; sogar Nansen hat in Grönland Lehrgeld dafür zahlen müssen, wie er humorvoll berichtet, und wer es falsch macht, kriegt das schmerzhafte «mal de raquettes»[114]. Wer sich aber darauf versteht, kommt erstaunlich schnell vorwärts; jagten doch die Indianer, freilich schon ohnehin grossartige Läufer, mit ihren Raquettes erfolgreich den im Schnee flüchtenden Elch, das Ren, den

Abb. 4. Norwegischer Schneereifen («Truger») oder Lappenschuh. Nach Nansen.

delphia 1937), die reichhaltigste und eingehendste Beschreibung der amerikanischen Schneeschuhe. H. E. Driver und W. C. Massey, Comparative studies of North American Indians: Transactions Amer. Philos. Soc. N.S. 47, 2 (Philadelphia 1957) 278, mit Verbreitungskarte der Typen S. 277. Als Beispiel für Verschiedenartigkeit der Formen bei einem Stamm s. Cornelius Osgood, Ingalik material culture: Yale Univ. Publications in Anthropology 22 (1940) 345 ff. (die Ingalik sind Athapasken in den Stromgebieten des Yukon und des Kuskokwim). In allen diesen Publikationen wird mit umsichtiger Genauigkeit über das Technische, die Herstellung, die Formen, die Verbreitung berichtet, weit weniger leider über Funktion und Gebrauch. Vgl. K. Birket-Smith, A geographical study of the early history of the Algonquian Indians: Internat. Archiv für Ethnogr. 24 (1918) 183; ders., Geschichte der Kultur (1946) 238 mit Abb. 160. L. E. Brigge in Collier's Encyclopedia 17 (1959) 665 f. s.v. snowshoeing.

[111] Nach Nansen 1, 42; danach G. Montandon, L'ologénèse culturelle, Paris 1934, 581. Davidson 28.

[112] Birket-Smith a.O. 1918, 183. Davidson 42.

[113] Birket-Smith 1918 a.O.: die Schneeschuhe «are not lifted, but moved somewhat like skees». Davidson 42: sie werden «dragged like a toe-slipper»; ebenso 61. 111. Vgl. auch Fr. K. Brown, Encycl. Brit. 20, 857 s.v. snowshoes.

[114] Nansen a.O. 2, 102 ff. Brown a.O.

Hirsch, den Büffel. La Hontan, der hier durchaus glaubwürdig ist, erzählt[115], sie hätten bei günstigen Schneeverhältnissen, namentlich bei dünner Eiskruste, Elche jeweils in einer Viertelsmeile eingeholt; bei frisch gefallenem weichem Schnee dagegen hätten selbst drei bis vier Meilen noch nicht genügt, es wäre denn, dass die Hunde das Wild im Tiefschnee stellten. Unzweifelhaft ist der Ski den Raquettes, wenn auch nicht überall und in allem, doch weit überlegen, besonders an Schnelligkeit; unzweifelhaft aber hat der amerikanische Schneeschuh, im ganzen gesehen, doch das gleiche geleistet wie der eurasische Ski; und das ist, wie Gudmund Hatt und Kaj Birket-Smith in berühmten Untersuchungen erwiesen haben[116], nicht weniger als eine tiefgreifende Umgestaltung des ganzen Lebens. Sie argumentieren ungefähr so.

In der Zeit vor dem Aufkommen des Schneeschuhs – und eine solche muss es gegeben haben – war Landnahme und dauernde Siedlung in den Nordgebieten des eurasischen und des amerikanischen Festlandes nur an eng begrenzten Plätzen möglich. Die Tundrazonen und der anschliessende riesige Gürtel der Nadelwälder, die sich oft bis weit ins Herz der beiden Kontinente hinein erstrecken, erlaubten während der langen Winterszeit einen Aufenthalt einzig an den Ufern der Seen und Flüsse; nur hier, wo man Wassertiere, vor allem Fische, vom Eis aus fangen konnte, war regelmässig Nahrung zu beschaffen. Die Wälder mit ihren tiefen, lockeren Schneemassen blieben während vielen Monaten verschlossen, das in ihnen hausende Wild unerreichbar. Erst mit dem Schneeschuh sind die Wälder auch im Winter zugänglich geworden; erst der Schneeschuh hat den Menschen hier von seiner Grundhörigkeit befreit, dem Jäger die Überlegenheit über das im Schnee behinderte Wild verliehen und auch diese Gebiete dauernder Besiedlung geöffnet. Nun haben sich jeder dieser beiden Jagd-

---

115 La Hontan, Nouveaux voyages dans l'Amérique septentrionale 1 (1703) 75f.; vgl. unten S. 181. «Un quart de lieue» = ca. 225 m; «trois ou quatre lieues» = ca. 2 ½–3 ½ km. Renn-Schneeschuhe der Huronen und Irokesen verzeichnet Davidson 88f. mit Abb. 41a. Schneeschuh-Rennen, auch Hindernisrennen, sind heute bei den kanadischen Schneeschuh-Clubs beliebt. Brown a.O.

116 Ihre wichtigsten Arbeiten sind folgende: G. Hatt, Arktiske Skinddragter i Eurasien og Amerika (Kopenhagen 1914); ders., Kyst- og Inlandskultur i det arktiske: Geografisk Tidskrift 23 (1916) 284ff. K. Birket-Smith, A geographic study of the early history of the Algonquian Indians: Internat. Archiv für Ethnographie 24 (1918) 174ff., bes. 183ff.; ders., The Caribou Eskimos: Report of the fifth Thule Expedition 1921/24 vol. 5, 2 (1929) 212ff.; ders., Folk-Wanderings and culture drifts in northern North America: Journal de la soc. des américanistes, N.s. 22 (1930) 1ff., bes. 11ff.; ferner desselben Verfassers kurz zusammenfassende Orientierungen in: Die Eskimos (dtsch. 1948) 251f.; Geschichte der Kultur (dtsch. 1946) 237f.; Ferne Völker (dtsch. 1958) 178f. Vgl. W. Krickeberg in Buschans Illustr. Völkerkunde 1² (1922) 75ff.

arten, der Eisjagd und der Schneejagd, eine ganze Anzahl verschiedener Kulturelemente zugesellt – bestimmte Formen der Kleidung, des Hauses, der Wasserfahrzeuge u.a., wohl auch gewisse Formen religiösen Brauchs – und sich mit ihnen zu einem natürlichen (um nicht zu sagen organischen) Ganzen zusammengeschlossen, zu 'Kulturen'[117]: auf die ältere 'Eisjagdkultur' ist die jüngere 'Schneejagdkultur' gefolgt. Es sind Grundlinien einer allgemeinen Entwicklung, die die beiden dänischen Forscher hier aufgedeckt haben; die Wirklichkeit im einzelnen, mitbedingt durch örtliche, geschichtliche, menschliche Besonderheiten, ist natürlich überaus vielgestaltig, so dass sie gelegentlich auch anderer Deutung fähig zu sein scheint[118]. Aber es ist doch erstaunlich, wie klärend die Anwendung dieser Grunderkenntnis wirken kann, in wie hohem Masse sie beispielsweise dazu beiträgt, die komplizierte geographische Lagerung nordindianischer Stammesgebiete, das Durch- und Ineinander ihrer Kulturen als ein geschichtlich Gewordenes verstehen zu lassen[119]. Die Büffeljagd in den schneebedeckten Prärien ist, wie Birket-Smith überzeugend dargetan hat[120], ein Abkömmling der Elch- und Renjagd. Diese, die Jagd auf Elch und Ren, ist seit sehr alter Zeit in den Waldgebieten Asiens und Amerikas im Schwang und dort lebensnotwendig gewesen; jene, die auf einen verhältnismässig sehr viel kleineren Raum beschränkte und dort auch sachlich weniger bedeutende Büffeljagd, ist offenkundig jünger und der Schneejagd im Wald nachgebildet. Algonkin-, Athapasken- und Sioux-Stämme haben erst dank dem Pferd, das sie seit Beginn des 17. Jahrhunderts in Reitervölker verwandelte, intensivere Büffeljagd zu treiben und so die Prärien ganz in Besitz zu nehmen vermocht[121]; dasselbe leistete ihnen für den Winter der Schneeschuh, der also auch hier wie in Asien einen Namen wie 'Holzpferd' vollauf verdient hätte. Mit dieser Erkenntnis wäre denn endlich der vermutete Zusammenhang gefunden, die verblüffende Übereinstimmung von Jagdbildern aus der Neuen Welt mit alteuropäischen durch geschichtliche Beziehung erklärt und so die Veranschaulichung Vergils durch Rindisbacher und Catlin, die zunächst verwegen schien, gerechtfertigt.

Hier brechen wir ab. Nicht, weil die Probleme erschöpft oder weniger verlockend wären, im Gegenteil! Sie sind so bedeutend und zum

---

[117] Heute pflegt man eher zu sagen 'Komplexen'.

[118] Dies ist zu bedenken gegenüber der Kritik von Werner Müller, Die Religionen der Waldlandindianer Nordamerikas (1956) 22f. 327f. Vgl. G. Berg a.O. (oben S. 118 Anm. 99) 35.

[119] Vgl. besonders Birket-Smith 1918 und 1930 (oben Anm. 116).

[120] Birket-Smith, Internat. Archiv für Ethnogr. 24 (1918) 205 ff. 208.

[121] Birket-Smith, Ferne Völker 59f.

Teil auch grundsätzlich wichtig, dass es vermessen wäre, sie in der hier gebotenen Kürze abhandeln zu wollen. Auch sind aus den Untersuchungen der Ethnologen über Alter, Entwicklung und Ausbreitung der Schneeschuhe[122] weitere präzise Zeitbestimmungen einstweilen nicht zu gewinnen, und andere Probleme dieses Bereichs sind zwar überaus anziehend, aber für unsere Fragestellung nicht unentbehrlich; ohnehin haben wir des Guten vielleicht schon zu viel getan.

4. *Herakles und die kerynitische Hindin*

Der Herakles der Hellenen und die barbarischen Schneeschuhjäger des Nordens – wie sollen denn die zusammenkommen? Wir glauben, eine Beziehung aufweisen zu können; wenn der geneigte Leser bis zum Schluss dieses kleinen Abschnittes ausharrt, so wird er, hoffe ich, zugeben, die angenommene Beziehung bestehe zu Recht.

Im Dodekathlos, das heisst in den zwölf Arbeiten, die Herakles im Dienste des Eurystheus zu leisten hatte, nimmt das Abenteuer mit der Hindin nach der kanonischen Reihenfolge die dritte oder die vierte Stelle ein[123]. Die Frage, worin denn eigentlich die Heldentat bestehe, wurde in sehr verschiedener Weise beantwortet. Unser ältester Zeuge, der Bildner einer böotischen Bronzefibel (Abb. 5)[124], sagt: Herakles hat die Hindin getötet. Er packt das Tier, das durch das Geweih als Cervide, durch das saugende Kitz als weiblich gekennzeichnet ist, mit der rechten Hand am Gehörn und ersticht es mit dem einen seiner beiden Speere. Sicher ist die Tat des Herakles gemeint, nicht eine beliebige Jagdszene; denn das entsprechende Bild auf der Gegenseite der Fibel stellt im gleichen «grossen Stil» (R. Hampe) den Kampf mit der

---

[122] Davidson, Snowshoes (oben S. 121 Anm. 110); ders., The snowshoes in Japan and Korea: Ethnos 18 (1953) 61ff. Nach K. Birket-Smith, Geschichte der Kultur 472 bietet das Alter der Schneeschuhkultur «ein höchst anziehendes, aber noch gar nicht untersuchtes Problem»; der Charakter dieser Kultur trage «entschieden ein Steinzeitgepräge», aber mehr lasse sich im Augenblick schwerlich sagen. – Die Kritik John M. Coopers kann ich nicht mit Werner Müller (oben Anm. 118) 22 Anm. 24 «vernichtend» finden (Cooper, The culture of the north-eastern Indian hunters, in: Man in north-eastern North America, ed. by Frederick Johnson = Papers of the Robert S. Peabody Foundation for Archaeology 3, Andover, Mass. 1946, 272ff.). Gewiss hat Davidson die Holztrittlinge der Algonkin falsch beurteilt, aber entscheidende Konsequenzen hat das nicht. Unerschüttert bleibt einstweilen die These, der Schneeschuh finde sich ausschliesslich in dem zusammenhängenden eurasisch-amerikanischen Gebiet; die zwei angeblichen Zeugnisse aus den Anden Perus und aus Feuerland sind meines Erachtens nichtig. Über die Kontroverse G. Berg, På Skidor 1953, 167ff.; 1955, 179ff.

[123] O. Gruppe, RE Suppl. 3 (1918) 1020ff. s.v. Herakles. C. Robert, Die griech. Heldensage (1920/21) 448ff. Vgl. unten Anm. 129.

[124] R. Hampe, Frühe griech. Sagenbilder in Boeotien (1936) Tf. 8 Nr. 135 (danach unsere Abb. 5), dazu S. 42ff.; ders., Die Gleichnisse Homers usw. 34 (unten Anm. 140).

lernäischen Hydra dar samt den beiderseitigen Helfern, dem Iolaos und dem Krebs. Aber wieso, fragte man sich, soll die Erlegung einer Hirschkuh eine heroische, eines Herakles würdige Tat sein, gleichen Ranges wie der Sieg über den nemeischen Löwen und die Vernichtung der Hydra, so dass ihr ein Ruhmesplatz im Kranz der zwölf Arbeiten zukommt gleich diesen? Diese Hirschkuh war eben, antwortete man[125], auch eine Landplage, eine Schädigerin des Landvolks, und mit ihrer Beseitigung blieb Herakles seiner Aufgabe treu, die Erde zum Heil der Menschen von Unholden und Ungeheuern zu säubern. Nun macht Rotwild freilich Flurschaden, aber doch niemals so schlimmen wie ein Wildschwein; und eine Hindin ist doch nicht ein so gefährlicher, wilder Unhold wie es etwa jenes «gewaltige Stück von einem Schwein»[126] gewesen ist, dem Atys zum Opfer fiel, oder wie der kalydonische Eber, den zu überwältigen das Aufgebot aller Helden von Griechenland nötig war. Nun, entgegnete man darauf, geradezu eine *vastifica belua* wie der erymanthische Eber[127] war sie allerdings nicht, aber doch *ferox*, eine *fera*, erzfüssig (*aeripes*) wie die fürchterlichen Stiere, mit denen König Aietes den Iason zu pflügen zwang, ja sogar feuerschnaubend wie diese[128].

Offenbar genügten aber vielen diese Versuche, die Hindin zu heroisieren, nicht. So erzählten sie, die Hindin sei ein heiliges, den Göttern geweihtes Tier gewesen, und die heroische Grösse der Tat habe darin bestanden, dass Herakles mit einem Gott um sie zu streiten wagte. Dieser Gott ist nach der reichen bildlichen Überlieferung weit häufiger

---

[125] Euripides, Her. 375 ff. *τάν τε χρυσοκάρανον δόρκα ποικιλόνωτον συλήτειραν ἀγρωστᾶν κτείνας κτέ.* Vgl. Eurip. Temeniden fr. 740 N.[2]

[126] *ὑὸς χρῆμα μέγα* Herod. 1, 36.

[127] So übersetzt Cicero, Tusc. 2, 22 das einfache *θῆρα* des Sophokles Trach. 1096.

[128] *cervum* (zu *cervus* masc. s. unten Anm. 139) *ferocem* Hygin. fab. 30, 5 nach dem Zeugnis der einzigen Handschrift, des Frisingensis; Micyllus (1535) glaubte die herrschende Sagenversion herstellen zu müssen und änderte in *velocem*; erst durch den Fund von 1870 kam das Echte wieder zum Vorschein (vgl. Antidoron f. J. Wackernagel 1923, 231 ff. H. J. Rose verzeichnet das in seiner Ausgabe nicht). – *fera:* Seneca, Herc. Oet. 17; Herc. fur. 222. – Vergils (*Alcides*) *fixerit aeripedem cervam licet* (Aen. 6, 802) deutet man heute allgemein als 'erzfüssig' und bezieht es auf die unermüdliche Ausdauer des Laufes (*χαλκόποδες* heissen bei Homer, Il. 13, 23 Poseidons Rosse, *χαλκόπους* bei Sophokles, El. 491 die Erinys). Aber für Charisius (Gramm. lat. 1, 279, 7) war es ausser Frage, dass Vergil 'mit windschnellen Füssen' (etwa *ποδήνεμος*) gemeint und nur in tadelnswerter Weise das Wort *aeripedem* vier- statt fünfsilbig gemessen habe (vgl. Servius z.St. *aeripedem ... pro aëripedem*); was vielleicht doch ernsthaft zu erwägen wäre. Silius, Martial und Ausonius bringen keine Entscheidung, denn sie übernehmen das Wort von Vergil (Sil. 3, 39 *aeripedis ... cervi*[!]. Martial. 9, 101, 7 *aeripedem silvis cervam ... abstulit.* Auson., Monosticha de aerumnis Herculis, Ecl. 366, 4 Souchay = Ecl. 25, 4 p. 106 Peiper *aeripedis quarto tulit aurea cornua cervi* [!]). Quintus Smyrn. 6, 223 ff., der die Hindin Feuer schnauben lässt wie die erzfüssigen Stiere des Aietes (Pherecyd. FgrHist. 3 fr. 112. Apollon. Rhod. 3, 230. Ovid. met. 7, 105 usw.) oder wie die Chimaira, nennt sie nur 'schnellfüssig', *θοὴ πόδας*.

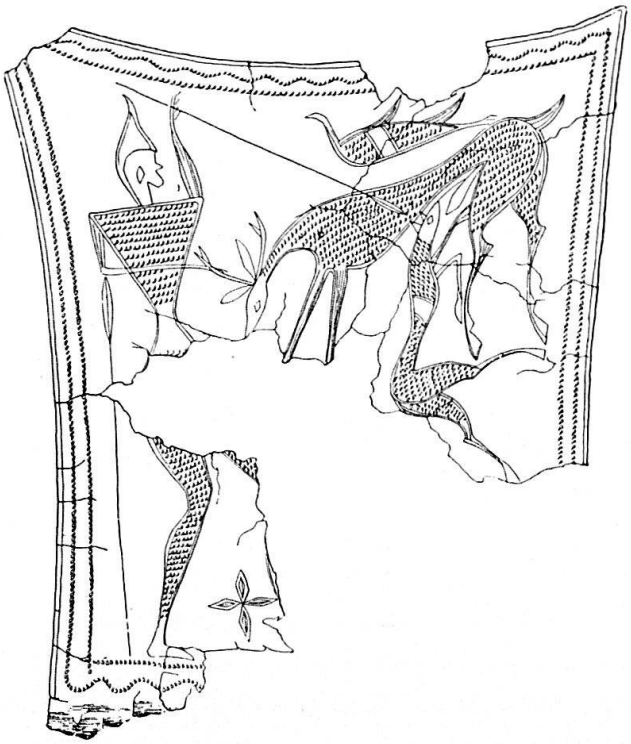


Abb. 5. Herakles tötet die kerynitische Hindin. Bronze-Fibel geometrischen Stils, um 725/700 v. Chr., aus Böotien. Nach Hampe.

Apollon als Artemis; in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts ist der Kampf des Apollon und des Herakles um die Hirschkuh bei attischen Malern schwarzfiguriger Vasen ein sehr beliebter Vorwurf. Er wird verschieden gestaltet: der Gott und der Heros stehen bogenbewehrt neben der Hindin einander gegenüber; gleichzeitige etruskische Künstler lassen sie um ein gefesselt (also lebend) am Boden liegendes Tier kämpfen; oft erscheint auf den Vasen Herakles mit der (toten oder verwundeten?) Hindin enteilend, während Apollon ihm nachsetzt und sie ihm zu entreissen trachtet (Tf. 14 unten). Dies nun ist, wie man längst gesehen hat, offenkundig das Bildschema des Dreifussraubes, den die alte Kunst so gern dargestellt hat. Das Hervortreten des Apollon und die Anlehnung an den Dreifussraub machen es wahrscheinlich, dass für diesen Versuch, der Tat heroisches Gewicht zu geben, eben der Dreifussraub Vorbild gewesen ist[129].

Nach der ältesten Version, die durch die geometrische Fibel (Abb. 5) bezeugt und durch Euripides bestätigt wird, hat Herakles, wie gesagt,

[129] Die bildliche Überlieferung hat gesammelt F. Brommer, Herakles. Die zwölf Taten des Helden in antiker Kunst und Literatur (1953) 20ff.; ders., Vasenlisten zur griech. Heldensage (1956) 42ff. Furtwängler in Roschers Mytholog. Lex. 1, 2200, Robert a.O. 450 Anm. 2 und E. Kunze, Archaische Schildbänder: Olympische Forschungen 2 (1950) 126 nehmen Anschluss an das Dreifussraub-Schema an; P. Friedländer, Herakles (1907) 126 und Brommer, Herakles 23 sind geneigt, dies zu bestreiten und an eine selbständige, sonst nicht bezeugte Sagenversion zu denken. Dabei müsste, nach Brommer, in dem Tier nicht unbedingt das kerynitische gesehen werden.

die Hirschkuh getötet. Im Widerspruch dazu steht die Erzählung, er habe sie lebend nach Mykenai bringen müssen[130]. Das hatte der König Eurystheus ersonnen, um die Aufgabe zu erschweren; die gleiche Forderung stellte er beim erymanthischen Eber, beim kretischen Stier, beim Kerberos, in der Hoffnung, er bereite damit dem Herakles den gewissen Tod. Aber der schleppte die Untiere wahrhaftig lebend herbei, und der König, fast noch mehr entsetzt über die Unüberwindlichkeit seines unheimlich starken Knechtes als über das Tier, flüchtete sich angstvoll in ein grosses Fass und offenbarte so die Feigheit und die Tücke seines Gemüts. Die Künstler der Vasenbilder haben ihre Lust daran, diese Szene recht drastisch auszumalen; aber keinen hat es je verlockt, hier einmal statt des Ebers oder des Kerberos die Hindin darzustellen. Mit gutem Grund! Denn sollte die Geschichte Sinn und Kraft haben, so musste es ein toddrohendes Ungeheuer sein, wie es in dem nahe verwandten Märchen vom starken Knecht auch immer der Fall ist[131]. Unzweifelhaft ist dieses Motiv der ursprünglichen Hirschgeschichte fremd; unzweifelhaft ist es der Geschichte mit dem erschrekkenden bösen Tier nachgebildet.

Dagegen ist alt und fest in der Sage der berühmte sieghafte Wettlauf mit der Hindin und ihre Tötung. Zwei Beobachtungen drängen sich auf. Erstens: Von einer besonderen Bedeutung des erjagten Tiers ist nicht die Rede; seine angebliche Schädlichkeit, die mühsam ihm angedichtete Furchtbarkeit sind Versuche einer neuen Sinngebung, die wirkungslos vorübergingen; die Weihung des Tiers oder des Gehörns ist nichts als gewöhnlicher Jägerbrauch. So erschöpft sich der Sinn der riesigen Anstrengung in einer rein sportlichen Leistung; ihr einziger Ruhm ist der eines allerdings fabelhaften Rekords im Dauerlauf: hielt doch der Held nicht weniger lange durch als ein volles Jahr[132]. Hat eine alte Sage – und alt ist sie – wirklich nie einen gewichtigeren Gehalt gehabt? Euripides jedenfalls und andere haben sich dabei, wie oben gezeigt wurde, nicht beruhigt. – Zweitens: Schauplatz dieser Verfolgungsjagd ist die Argolis, Arkadien und das angrenzende Elis. Das geht auf den Schöpfer des Dodekathlos zurück. Dieser hatte, sinnvoll ordnend und steigernd, die Arbeiten hier, in der engern Heimat, beginnen lassen, hatte dann von den Fahrten des Helden ins

---

[130] Pindar. Ol. 3, 50ff. *ἀγγελίαις Εὐρυσθέος ... χρυσόκερων ἔλαφον θήλειαν ἄξοντα.* Apollod. 2, 81 *τὴν Κερυνῖτιν ἔλαφον εἰς Μυκήνας ἔμπνουν ἐνεγκεῖν.* Hygin. fab. 30, 5 *cervum* (!) *ferocem in Arcadia cum cornibus aureis vivum in conspectum Eurysthei regis adduxit.* Vgl. Bernhard Schweitzer, Herakles (1922) 178. Hampe a.O. (oben Anm. 124) 44.

[131] Darüber besonders Schweitzer a.O. 141ff. 145f., dem ich auch im Vorhergehenden verpflichtet bin.

[132] Apollod. 2, 81 *συνεδίωξεν ὅλον ἐνιαυτόν.*

weitere Hellas erzählt, dann von seinem Ausgreifen über Hellas hinaus in die Fernen und schliesslich vom Vordringen ins Jenseits – in die Unterwelt, zu den Hesperiden[133]. Da er das Abenteuer mit der Hindin an die dritte oder vierte Stelle setzte, ergab sich notwendig die Beschränkung auf Argolis und Arkadien; sonderlich geeignet, den Heldenlauf eines ganzen Jahres anschaulich zu machen, war sie nicht. Der Schluss liegt nahe, der Dichter habe die Sage aus einem andern Bereich in diese irdisch-heimatliche Enge verpflanzt[134]. Es ergab sich weiter ganz natürlich, dass nun mit den heimatlichen Namen auch an heimatliche Überlieferungen angeknüpft, die eine oder die andere von ihnen aufgenommen wurde. Artemis, die Herrin der Tiere, die den Hirsch besonders liebt, könnte sehr wohl erst hier hereingekommen sein[135].

Aus dem Bisherigen ergibt sich: die Überlieferung über dieses Abenteuer ist schwankend, vielfältig, widerspruchsvoll; einheitlich ist nur die Tendenz immer wieder erneuter Versuche, der Erzählung einen Sinn und ein Gewicht zu geben, das ihres Helden würdig wäre. Alle diese Versuche erwiesen sich als unzulänglich; keiner setzte sich als überzeugend durch; als Kernstück blieb schliesslich nur die sportliche Leistung, unzulänglich für eine alte echte Sage auch sie, und befriedigend nur für spätere Geschlechter. Wirklich zulänglich und, wenn einmal verloren, mit allem Bemühen nicht wieder herzustellen, war allein der ursprüngliche mythische Gehalt. Dass es einen solchen gegeben hat, dass sein wie immer eingetretener Verlust die Ursache dieser Unsicherheit und dieses Suchens war, das lässt sich wahrscheinlich machen.

Die Hindin sei gehörnt gewesen, versichern die alten Zeugen mit Wort und mit Bild[136]. Zwar hatte nicht die kerynitische allein diese Eigentümlichkeit[137], aber ihr vorzüglich kam sie zu und ist möglicher-

[133] Wilamowitz, Euripides Herakles[2] (1909) 55f. Robert a.O. 432.

[134] Zu diesem Ergebnis kam auch Schweitzer a.O. 145. Vgl. Gruppe a.O. (oben Anm. 123) 1038f.

[135] Auf Einzelheiten, die manches Problem bieten würden, gehen wir nicht ein. Ob die Geschichte, Artemis habe die Atlastochter Taygete, als der verliebte Zeus sie verfolgte, durch Verwandlung in eine Hirschkuh gerettet (Schol. Pind. Ol. 3, 53; anders Eurip. Hel. 381ff.), wirklich sehr alt ist, darf man fragen; die Hypothese von Wilamowitz, Pindaros (1922) 239 scheint mir nicht viel überzeugender als die von Gerhard und Robert (über diese unten S. 137f.), die Wilamowitz als undenkbar bezeichnet. Doch vgl. Kruse, RE 5 A (1934) 90f s.v. Taygete. Gruppe a.O. Carl Pschmadt, Die Sage von der verfolgten Hinde (Diss. Greifswald 1911) 25ff., eine trotz Irrtümern in vielem nützliche Arbeit.

[136] Pindar. Ol. 3, 50ff. Schol. 50b führt als weitere Zeugen an die Theseïs (p. 217 Ki.), Peisandros (fr. 3 Ki.) und Pherekydes (Fgr Hist 3 fr. 71). Vgl. ferner Eurip. Her. 375f. Callim. hymn. 3 in Dianam 102 mit Schol. Die bildlichen Zeugnisse bei Brommer a.O. (oben Anm. 129).

[137] Aelian. nat. an. 7, 39, dessen erlesene Gelehrsamkeit aus Didymus-Pamphilus stammt wie Schol. Pind. Ol. 3, 52 und Poll. 5, 76 (Wellmann, Hermes 51, 1916, 20f.), nennt die Hirschkuh, die den Telephos säugte (Soph. fr. 86 N.[2] = fr. 89 Pearson), die-

weise von ihr auf die andern übertragen worden. Die antiken Philologen haben diese Naturwidrigkeit wohl bemerkt. Es sei eben eine poetische Lizenz, sagten die einen; Zenodot, wie immer seiner Sache sicher und rasch entschlossen, korrigierte den Anakreon und machte aus dessen 'gehörnter' Hindin eine 'reizende' (*ἐροέσσης* statt *κεροέσσης*); Aristophanes von Byzanz suchte das Phänomen als natürlich zu erweisen mit der gelehrten Feststellung, Hörner kämen auch bei weiblichen Schafen und Ziegen vor[138]. Den Späteren war das trotz alledem anstössig; nachklassische Künstler jedenfalls bilden die säugende Hindin ungehörnt, das gehörnte kerynitische Tier als Hirsch (Tf. 15 oben)[139]. Nun ist längst bemerkt worden, dass es unter allen weiblichen Cerviden nur ein einziges gibt, das Hörner trägt: das Ren; und so hat man die Vermutung gewagt, hinter der scheinbar so griechischen Gestalt der gehörnten Hindin verberge sich «ein eurasisches Fabelwesen»[140]. Man

---

jenige, die Artemis an Stelle der Iphigenie zum Opfer sandte (Eurip. fr. 857 N.²), aber auch ganz harmlose, nicht mythische (Anacr. 39 D.; zu diesen gehört auch die von Pindar fr. 107a erwähnte). Gehörnte Hindinnen in mittelalterlichen Sagen verzeichnet Pschmadt a.O. 131f.

[138] Schol. Pind. Ol. 3, 52a. A. Nauck, Aristoph. Byz. fragm. (1848) 104 = Eustath. Od. p. 1625, 33ff. *ὅτι αἶγες καὶ ὄιες θήλειαι κέρατα πολλάκις ἔχουσαι κεράδες καλοῦνται.* Andere wiesen auf weibliche Elefanten hin, die auch Stosszähne hätten, was gleichviel sei wie Hörner (Amyntian. FgrHist 150 fr. 2 = Schol. Pind. a.O.).

[139] Die den Telephos säugende Hindin ist, anders als bei Sophokles (oben Anm. 137), ungehörnt auf dem berühmten pompeianischen Bild (Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen 3, 1923, 279 Abb. 659; Schefold, Pompeian. Malerei, 1952, Tf. 48 mit S. 139ff.). Horaz lässt in der Nachbildung Anakreons seine Hindin weder 'gehörnt' noch 'reizend' sein, nur 'scheu' (*pavidam* c. 1, 23, 2), und spätere Autoren (nicht der gelehrte Vergil!) machen wie die bildenden Künstler aus der *cerva* einen *cervus* (oben Anm. 128). Wenn auf den stark verstümmelten Metopen vom Schatzhaus der Athener in Delphi und vom Hephaistostempel in Athen wirklich ein männliches Tier dargestellt war (vgl. Brommer, Herakles 24), so hätte diese Entwicklung schon im 5. Jh. eingesetzt. Lysipp jedenfalls scheint einen Hirsch dargestellt zu haben, wenn man nach der schönen Bronzegruppe aus Torre del Greco (jetzt in Palermo) urteilen darf, die ja mit guten Gründen als Kopie eines lysippischen Originals angesprochen wird (A. v. Salis, Löwenkampfbilder des Lysipp: 112. Berliner Winckelmannprogr. 1956 S. 7f. mit Abb. 3; Springer-Michaelis-Wolters, Handb. d. Kunstgesch. 1, Altertum ¹², 1923, S. 364 Abb. 682). Auf den römischen Sarkophagen ist das kerynitische Tier immer männlich gebildet, zum Teil unter Nachwirkung Lysipps.

[140] So K. Schefold, Die skyth. Kunst in Südrussland, in: W. Otto-R. Herbig, Handb. d. Archäologie 2 (1954) 437. 441 nach J. Wiesner, Vor- und Frühgeschichte der Mittelmeerländer 1 (1945) 138. Wiesner hat sich wiederholt in diesem Sinn geäussert und die grossen Zusammenhänge gezeichnet: Pisciculi ... F. J. Dölger zum 60. Geburtstag (1939) 319; Arch. Anz. 1942, 422; Neue Jahrbb. 5 (1942) 264; Germanien 1942, 218; Dtsch. wissenschaftl. Dienst, Heft 17 (1942) 3; Forschungen und Fortschritte 19 (1943) 216. Manfred Müller gestattete mir freundlicherweise Einsicht in eine unter Wiesners Anleitung geschriebene, noch ungedruckte Untersuchung, die den Beziehungen der Artemis zum Hirsch nachgeht. E. H. Minns sieht in den berühmten Cerviden der 'skythischen' Kunst Rentiere dargestellt (Minns, The art of the northern nomads: Proceedings Brit. Acad. 1942, 56. 62); sein Beweis scheint mir nicht durchschlagend. – Es ist auch zu bedenken, dass die alte Kunst die säugende Hindin mit Geweih darstellt auch ohne mythischen Be-

müsste dann annehmen, die seltsame Eigenart der Kerynitin sei ein alter, treu bewahrter Sagenzug und deute auf nordische Herkunft des Mythus.

In der Tat erzählt Pindar[141], unser frühester in Worten berichtender Zeuge, Herakles habe die Hindin verfolgen müssen «von Arkadiens Hängen und vielfach gewundenen Schluchten» nordwärts ins Land Istria und vorbei an den schattigen Quellen des Ister immer höher hinauf in den Norden bis «in jenes Land noch hinter dem Wehen des kalten Boreas», wo die Hyperboreer wohnen. Istria, erklärt der Scholiast[142], das ist Skythia, also das Land der Nordvölker; die Quellen des Ister, d.h. der Donau, denkt sich Pindar nach alter Vorstellung[143] an den Rhipäen, dem sagenhaften, riesigen Nordgebirge, von dem aus die grossen Ströme südwärts fliessen; das Land der Hyperboreer endlich liegt am Nordrand der Welt in Fernen, die dem gewöhnlichen Menschenkind unerreichbar sind; denn ungestörte Gerechtigkeit und immerwährendes Glück, wie es dieses selige Volk geniesst, das gibt es auch nach griechischem Glauben nur «dort wo du nicht bist». Im hohen Norden also, sagt Pindar, am Ende der Welt, hat Herakles schliesslich die gehörnte Hindin erjagt. Das wäre ja jener weitere, anschaulichere Bereich, den wir gegenüber der Verengerung des Dodekathlos-Dichters als das ursprüngliche vermutet hatten. Pindar kennt die herrschende Sagenform wohl: sein Herakles tötet die Hindin nicht, sondern er muss sie lebend dem Eurystheus bringen, in dessen Dienst er steht, und wenn der Dichter die Jagd in Arkadien beginnen und durch die arkadische Artemis zu glücklichem Ende kommen lässt[144], so schafft er damit den Ausgleich zwischen der älteren 'nordischen' Sagenform und der herrschenden jüngeren. Er hat diese schon fast verschollene Sage nochmals erzählt, um an sie eine eigene neue, an-

---

zug, im naturalistischen Sinn «unrichtig, aber doch dazu bestimmt, gerade einen richtigen Eindruck hervorzurufen ... Geweih und Junges zusammen formen den Bildbegriff 'Hirschkuh'» (R. Hampe, Die Gleichnisse Homers und die Bildkunst seiner Zeit: «Die Gestalt» Heft 22, Tübingen 1952, 34).

[141] Pind. Ol. 3, 28. 46ff.; die Übersetzungen nach F. Dornseiff, Pindar (1921) 74f. Schweitzer (oben Anm. 130) geht auf das Zeugnis Pindars nicht ein.

[142] Schol. Pind. Ol. 3, 45e.

[143] Aesch. fr. 197 N.^{2} = fr. 330 Mette = Schol. Apollon.Rhod. 4, 282/91b. Callim. fr. 186, 8f. Pfeiffer. Vgl. Antip. Thess., Anthol. Pal. 9, 550, 4. Gegen diese Vorstellung Herod. 2, 33; 4, 49.

[144] Artemis, sagt Pindar a.O. 46ff., trat ihm im Hyperboreerland freundlich entgegen und erlaubte ihm, die Hindin nach Mykenai zu bringen; wusste sie doch, dass der Held nach dem Willen des Zeus gezwungen war, dem Gebot des Eurystheus zu folgen. Es war jene Hindin, die einst Taygeta der Artemis Orthosia geweiht hatte, d.h. der Herrin des Heiligtums auf dem Orthion-Gebirge in Arkadien. Pind. a.O. 54 mit Schol. 54b. Boeckh z. St. denkt an die Orthia von Sparta.

mutige Erfindung[145] anzuschliessen: auf eben dieser Fahrt, erzählt er, im Lande der Hpyerboreer, erblickte Herakles zum erstenmal mit staunender Bewunderung den Ölbaum; von dort brachte er das edle Gewächs nach Olympia und bestimmte es dazu, Schatten zu spenden auf dem heissen Kampfplatz und Siegespreis zu sein.

Den alten Mythus, von dem Pindar dieses Bruchstück bewahrt hat, helfen Sagen aus Sibirien und Nordamerika in seinen wesentlichen Zügen wiedergewinnen. Zwar ist uns von Volksdichtung und von Sagen aus dem eurasischen Norden, die ja auch für das indogermanische Altertum so wichtig wären, leider viel zu wenig bekannt, und dieses wenige ist erst noch schwer zugänglich[146], oft genug auch rätselhaft, ja unverständlich; glücklicherweise reichen die Nachrichten, wie uns scheint, für unser Vorhaben aus. Am besten kennen wir Sagen der Jugravölker, d.h. der Wogulen und der Ostjaken, dieser «Stiefkinder der finnisch-ugrischen Völkerfamilie». Sie wohnen im Stromgebiet des Ob, vom Ostabhang des Ural bis zum Jenissei, in dichten sumpfigen Wäldern, die Siedlungen nur an den Ufern der Gewässer erlauben[147]. Sie erzählen ungefähr so: Zuerst hatte der Elch[148] sechs Füsse; mit diesen lief er so schnell, dass kein Mensch ihn fangen und töten konnte. Da bat der Mensch den Sohn des Vaters Himmel, ihnen zu helfen. Dieser machte sich aus dem Holz eines heiligen Baumes ganz schnell fahrende Schneeschuhe, jagte auf ihnen den Elch mit

---

[145] So Wilamowitz, Pindaros 238 mit Beziehung auf Boeckh. Pindar mag angeregt sein von der Überlieferung, der delphische Lorbeer stamme aus dem Tal Tempe (Hypothesis Pythiorum c).

[146] Vgl. A. Alföldi, Gnomon 9 (1933) 563. Von dem in Sibirien reich bezeugten Erzählungstypus weiss O. Dähnhardt, Natursagen 3, 1 (1910) 2 nur drei finnische und je eine lettische, schwedische und russische Variante der Haselhuhngeschichte mitzuteilen, dazu die Eichhörnchengeschichte der Micmac (unten S. 136); Stith Thompson, Index of folkliterature A 2302 (vol. 1, 1955, 283) gibt nicht viel mehr; sibirisches Erzählgut verzeichnen beide nicht.

[147] K. F. Karjalainen, Die Religion der Jugra-Völker 1: FFC 41 (1921) 3f. Vgl. K. Birket-Smith, Geschichte der Kultur (1946) 472 und oben S. 123f. Die Sagen sind aufgezeichnet von B. Munkácsi, Vogul népköltési gyütemény («Sammlung wogulischer Volksdichtung», Budapest 1892ff., ungarisch, mir unzugänglich; zur Charakteristik des Werks vgl. Karjalainen a.O. 19ff.); sorgfältige Übersetzungen der wogulischen Elchlieder bei F. Altheim, Weltgeschichte Asiens 2 (1948) 199f.; ders., Niedergang der Alten Welt 1 (1952) 178f. bes. 325ff. A. Kannisto und M. Liimola, Wogul. Volksdichtung 1. Texte mytholog. Inhalts: Mémoires soc. finno-ougrienne 101 (1951) 22ff. H. Kunicke, Märchen aus Sibirien (in «Märchen der Weltliteratur», 1940) Nr. 7 S. 43, nach S. Patkanov, Die Irtysch-Ostjaken und ihre Volkspoesie 1 (Petersburg 1879) 118 (russisch, mir unzugänglich). Karjalainen a.O. 3: FFC 63 (1927) 20ff. 55. U. Harva, Die relig. Vorstellungen der altaischen Völker: FFC 125 (1938) 201ff.

[148] Nur in den Werken von Karjalainen und Harva, die aus dem Finnischen übersetzt sind, wird das Tier 'Hirsch' genannt, in allen andern 'Elch'; also liegt wohl ein Übersetzungsfehler vor. Ich habe im folgenden ziemlich frei nacherzählt.

grosser Geschwindigkeit bis ans Nordmeer am Ende der Welt[149] und schlug ihm das dritte Beinpaar weg. Das Tier war so gross, dass es sich über dreissig sandige Flussufer, über dreissig Flussläufe hin erstreckte. Da sprach der Jäger zum Vater Himmel: «Dieses Tier habe ich, der ich doch ein rechter Mann bin, nur mit Mühe zur Strecke gebracht. Wie also sollte ein gewöhnlicher Mensch, der ja viel schwächer ist, es fangen und töten können? So schnell und so gross wie es ist, wird es im Gegenteil alle Männer töten, so viele du auch haben magst. Darum mache du es vierfüssig!» Und so geschah es. Seither hat der Elch nur vier Füsse, und die Menschen können ihn jagen; sein Bild aber, mitsamt den Stümpfen der zwei abgehauenen Füsse, spiegelt sich am Himmel als das Siebengestirn, die Schneeschuhspur des Jägers als Milchstrasse.

Dies ist nun unverkennbar ein echter Mythus. Er erzählt von einem heroischen Wesen, das die erschreckend gewaltige Welt der Urzeit durch eine Heldentat für den Menschen bewohnbar und nutzbar gemacht hat. Ein Mythus ist diese Erzählung nicht so sehr dadurch, dass die Ruhmestat nun zu dauerndem verehrendem Gedächtnis in den Sternen geschrieben steht, sondern vor allem dadurch, dass sie zu jenen gehört, durch welche die heute noch dauernde Ordnung begründet, die Lebensmöglichkeiten für den Menschen erst geschaffen worden sind. Ein Mythus also von dem wohlbekannten, weltweit verbreiteten Typus der Kulturheros-Geschichten. Wir teilen im folgenden noch ein paar Einzelheiten mit, die geeignet sind, vom Formenreichtum und von der Verbreitung dieses Mythus wenigstens eine Ahnung zu geben.

Es wird auch erzählt, die Tat sei geschehen, als Numi-tarem, der Himmelsgott, die Welt erschuf, vor Anbruch des Menschenzeitalters[150]. Die Jagd sei, immer nordwärts, bis dahin gegangen, «wo Erde und Himmel in ihrer Wurzel sich berühren»[151]; oder sie sei über den ganzen Himmel hingestürmt, das gehetzte Tier habe sich an der steinernen Landspitze von Samarovo vom Himmel auf die Erde hinuntergelassen und sei bei Obdorsk, nicht fern vom Nordmeer, von seinem Verfolger eingeholt worden; dieser hätte beim Herabsteigen auf die Erde einen Ski zerbrochen und sei auf dem andern allein weitergerannt: die Spur der Milchstrasse verrät das noch heute[152]. Die Milch-

---

149 So Munkácsi 4, 304ff. bei Altheim 1952, 332.

150 Altheim 1948, 199 nach Munkácsi 1, CCCLXVII. Die Erzählung bietet eigentümliche Widersprüche. Vgl. Karjalainen a.O. 2: FFC 44 (1922) 250ff.

151 Altheim 1952, 333ff. nach Munkácsi 4, 310ff.

152 Kunicke a.O. 43f. nach Patkanov.

strasse wird oft als die Schneeschuhspur dieses Jagdhelden bezeichnet; gewiss darf man auch dort, wo nur ein solcher Name überliefert ist wie bei den Jakuten («Schneeschuhspur des Gottessohnes») oder bei den Golden (Schneeschuhspur irgend eines Helden) einen ähnlichen Mythus voraussetzen[153]. Nicht mit ebenso grosser Zuversicht wird man diesen Schluss ziehen in den zahlreichen Fällen, wo das Siebengestirn Elch, Rentier oder Hirsch heisst[154].

Der mythische Schneeschuhjäger erscheint in vielerlei Gestalt. Seine Namen, wie ostjakisch Tunk-poch u.ä., wogulisch Poaster, Paschker usw.[155] würden uns nur etwas sagen, wenn wir sie zu deuten wüssten; etwas mehr können wir uns vorstellen, wenn wir hören, er sei ein Sohn des Vaters Himmel, er sei der Waldbewohner, Waldkobold, Koboldsohn, der «einsame Sohn mit der blutigen Hand»[156]. Der 'Kulturheros' hatte nicht die Macht, alles allen Wünschen der Menschen gemäss zu gestalten und vollkommen ideale Zustände zu schaffen; die Wirklichkeit ist immer noch so reich an Tücken und Schwierigkeiten, dass der 'Kulturheros' entweder selber gelegentlich Koboldlaunen gehabt oder dass neben ihm ein anderer Mächtiger seine Teufeleien getrieben haben muss; man denke an die seltsame, heute so viel verhandelte Figur des 'Trickster'. Manchmal erscheint statt des einen Jägers ein Jägerpaar: der eine ist geflügelt, der andere geht zu Fuss[157]. Manchmal hat der Held Tiergestalt: bei den Tungusen ist der skifahrende, die Milchstrassenspur zeichnende Jäger ein Bär, bei Wogulen und Ostjaken gelegentlich ein Vielfrass (Gulo gulo, wogulisch

---

[153] Harva a.O. 201. 203.

[154] Dies ist der Fall bei den Ostjaken am Irtysch, am Ob, am Jenissei, bei Samojeden, sibirischen Russen, Grönländern nach O. S. Reuter, German. Himmelskunde (1934) 253. Die Eskimo nennen unsern Grossen Bären «das himmliche Rentier», «das Karibu». K. Birket-Smith, Die Eskimos (1948) 15. Vgl. Karjalainen a.O. 3, 21. 55. Harva a.O. 190. J. v. Negelein, Das Sternbild des Grossen Bären in Sibirien und Indien: Arch. f. Relig. wissensch. 27 (1929) 186. H. Werner, Klassische Sternbilder am Himmel der Tschuktschen: Ztschr. f. Ethnol. 77 (1952) 139. Grundsätzliche Kritik an Werners Aufstellungen gibt, mit wichtigem neuem Material, O. Zerries, Sternbilder als Ausdruck jägerischer Geisteshaltung in Südamerika: Paideuma 5 (1950/54) 220ff. 228. – In der Hindin-Sage hatte schon Pschmadt a.O. (oben Anm. 135) 14 «einen siderischen Mythus» erkennen wollen, ebenso Patkanov (bei Karjalainen 3, 24 und bei Kunicke 305). Die Frage ist berechtigt, eine Antwort einstweilen unmöglich.

[155] Namensformen bei Karjalainen 3, 22. Altheim 1948, 202ff. Kannisto-Liimola a.O. 22ff. Zur Deutung s. S. 135).

[156] Altheim 1948, 199; 1952, 330. 333, nach Munkácsi.

[157] So die wogulischen Paster (Poaster), Pasker, auf die zuerst Alföldi hingewiesen hat in dem an Gedanken und Anregungen so reichen Vortrag «Theriomorphe Weltbetrachtung in den hochasiatischen Kulturen», Arch. Anz. 1931, 393ff. 405ff. Danach Altheim 1952, 325ff. In dem S. 333ff. nach Munkácsi 4, 310ff. mitgeteilten wogulischen Elchliede werden die Flügel als Schneeschuhe verstanden: «seine Schneeschuhe setzte er an seine Seite als Flügel und schwingt sich empor».

Abb. 6. Mythische Wesen erjagen den Elch.
Appliken von einer Satteldecke aus einem Grabfund in Pazyryk (Altai), 300/200 vor Chr.
Nach Griaznov, Amer. Journ. Archaeol. 37 (1933) Tf. II A.B.

Paschker), ebenso wahrscheinlich bei den Tschuktschen[158]. Nun sind in der 'skythischen' Kunst und ihren Ausläufern sehr beliebt Darstellungen eines Cerviden, oft eines Elchs, der von einem katzenartigen Tier angefallen wird; dieses erscheint auch geflügelt, und die griechischen Künstler der Schwarzmeerstädte bilden es dann gern als Greif (vgl. Abb. 6)[159]. Offenbar ein mythisches Tier; Alföldi hat in ihm überzeugend eben diesen Vielfrass erkannt, hat die Szene als mythisch verstanden und aus den wogulischen Elchliedern gedeutet[160]. Also ist der in sibirischer Volksüberlieferung noch lebendige Mythus durch diese Bildwerke schon für die 'skythische' Zeit bezeugt, d.h. etwa für das fünfte vorchristliche Jahrhundert.

Unser spärliches Wissen reichte doch aus zur Erkenntnis, dass der Mythus im nördlichen Eurasien unter mancherlei Gestalt weit verbreitet war, und zwar schon in vorchristlicher Zeit. Man hat auch die finnischen Lieder von Lemminkäinen im Kalewala hierhergezogen;

---

[158] Darüber zuerst Alföldi a.O. 406; danach Altheim 1948, 203; 1952, 325ff. Vgl. Harva 202. W. Bogoras, Chukchee mythology: The Jesup North Pacific expedition 8 (1913) 173 gibt eine in manchem schwer zu deutende Erzählung, doch ist unser Mythus mit dem Vielfrass sicher erkennbar. Über ihn, eine Marderart, der sich in ganz Nordasien und Nordamerika als gefährlicher und geschickter Räuber findet, s. den vorzüglich reichen Artikel in Grimms Dtsch. Wörterb. 12, 2 (1951) 228ff.

[159] Alföldi a.O., der in Abb. 8 S. 405f. ein prächtiges Beispiel aus dem Fund von Noin Ula (frühes 1. Jh. v. Chr.) wiedergibt. Vgl. ferner beispielsweise die genau entsprechenden Bildwerke aus dem Fund von Pazyryk (300/200 v. Chr.), die einmal ein katzenartiges Tier, ein anderes Mal ein geflügeltes greifenähnliches Wesen auf Elchen zeigen (unsere Abb. 6). Vgl. auch Rudenko, Der zweite Kurgan von Pazyryk (1951) Abb. 5 und Tf. 5. 6.

[160] Alföldi a.O., danach Altheim a.O. Alföldi erkennt darin die märchenhafte Erzählung, nach der eine göttliche Hindin ihre Verfolger immer weiter verlockt und sie schliesslich in ein schönes Land führt, das ihre neue Heimat wird; so lautete u.a. die heilige Tradition der Hunnen. Eine wogulische Erzählung vom geflügelten und vom Fussgänger-Pasker scheint in der Tat zu diesem Erzählungstypus zu gehören; indessen ist sie wohl nur ein Seitenzweig unseres Kulturheros-Mythus bzw. eine Kontamination und innerhalb seiner weiten Verbreitung doch ganz vereinzelt.

Lemminkäinen, dem als Brautwerber neben andern Aufgaben auch jene überbunden wurde, das Elentier des Hiisi auf Skiern zu erjagen. Wenn die Lieder wirklich, wie es den Anschein hat, hierher gehören[161], so stehen sie dem ursprünglichen Mythus doch schon recht fern, zum Teil wohl auch, weil sie in einen andern Zusammenhang eingegliedert sind. Aber sicher Verwandtes findet sich in Nordamerika bei einigen sehr altertümlichen Jägerstämmen der Algonkin. Ihr Kulturheros Gluskabe u.ä., ein Schneeschuhjäger wie sie selber, der nach seinem Namen ein «Mann des Betrugs» ist[162], muss auch Trickster-Eigenschaften gehabt haben ähnlich dem Koboldsohn der Wogulen. Dieser Gluskabe nun hat einer ganzen Anzahl von Tieren ihre ursprüngliche Riesengrösse genommen, hat sie auf ihr natürliches Mass zurückgeführt und für den Menschen jagdbar gemacht. So erwürgte er den riesigen Schneehasen, der in einem nie ruhenden Schneesturm wohnte und alle Hasen der Welt besass; diese verteilte Gluskabe dann zum Nutzen der Menschen über die ganze Erde. Elch, Biber, Weissbär, Skunk, Eichhörnchen: sie alle waren zuerst nicht zu bewältigende Ungetüme; Gluskabe hat sie alle, auf verschiedene Weise, so umgeformt wie sie heute sind und damit dem Menschen in die Hand gegeben. Ganz ähnlich erzählen die Wogulen, der Himmelsgott habe das erschreckend grosse Haselhuhn der Urzeit getötet, zerstückelt und die Stücke verteilt, aus dem letzten Stück jedoch ein neues Haselhuhn

---

[161] Kalewala, Rune 13. Vgl. oben S. 120f. Die Parallele zum Heraklesabenteuer hatte schon Schweitzer a.O. (oben Anm. 130) 143 gezogen. Während wir sonst auf Lönnrots Bearbeitung resp. dessen Übersetzung beschränkt sind, da uns die neuere Kalewalaforschung, fast ausschliesslich finnischer Sprache, ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, erhalten wir hier dank K. Krohn einen Einblick in die Lieder, wie sie Lönnrot vorlagen (K. Krohn, Finnisch-ugrische Forschungen 16, 1923, 129ff. 142; ders., Kalewalastudien 2. Lemmikäinen: FFC 67, 1926, bes. 110. 153ff.). Krohn kommt, salvo errore, zu dem Ergebnis, die Lemminkäinen-Geschichte habe überhaupt keinen mythischen Gehalt. Dies zu glauben fällt mir schwer, trotz allem Respekt vor Krohns peinlich sorgsamer Arbeitsweise. Einwirkung anderer Lieder, Namenswechsel des Helden u.a. zugegeben: da sind doch so viel eigentümliche Übereinstimmungen mit den wogulischen Elchliedern u.a. (etwa die phantastisch weiten Skischwünge des Schneeschuhjägers, das Zerbrechen des einen Skis), dass ein Zusammenhang kaum abzustreiten ist.

[162] Werner Müller, Die Religionen der Waldlandindianer Nordamerikas (1956) Kap. 5 S. 70ff.: «Der 'Betrüger' als Heros». Er heisst (S. 72) Kulóskap (Micmac), Glúskap (Malecite), Glúskabe (Penobscot), usw. Vgl. bes. 75ff. Margaret W. Fisher, The mythology of northern and northeastern Algonkians, in dem oben Anm. 122 genannten Johnson'schen Sammelwerk 226ff.; S. 230 über seine Gleichsetzung mit Nanabozho und dem Vielfrass; S. 238 eine Tabelle: «(Gluskabe) reduces the size of dangerous beasts». Von der weiteren, bei Müller verzeichneten Literatur s. bes. Fr. Speck, Journ. Amer. Folklore 48 (1935) 43ff.; ders., Penobscot man. The life and history of a forest tribe in Maine (Philadelphia 1940) 52ff. St. Thompson, Tales of North American Indians (Cambridge, Mass. 1929) 5ff. 274. W. H. Mechling, Malecite tales (1914) 1 über die heute noch als zwei Inselchen vor Mactiquack zu sehenden Schneeschuhe Gluskaps.

gemacht, viel kleiner als das ursprüngliche und für den Menschen erreichbar[163]. Und wenn der auf Schneeschuhen jagende Bär der Tungusen den Elch in Stücke reisst – sie sind jetzt noch beidseits der Milchstrasse-Schneeschuhspur zu sehen: was wir *ursa maior* heissen, ist ein Elchfuss, was Orion, eine Elchkeule[164] – so war auch hier wohl der gleiche Mythus gemeint. Wenn, wie in diesen Fällen, Mythologeme sich übereinstimmend im nördlichen Eurasien und in Nordamerika finden, so nimmt man doch wohl mit Recht geschichtliche Zusammenhänge an; wie der ganze Charakter dieser Mythen spräche auch dies für ihr hohes Alter.

Nach allem wird man sich über Spuren unseres Mythus im Altindischen nicht mehr wundern. Überliefert ist freilich nur das mit dem lateinischen *cervus* verwandte Wort *śarabhaḥ* und dessen Deutung: es sei ein dem Hirschgeschlecht angehörendes Fabeltier mit acht Beinen, so stark, dass es Löwen und Elefanten gefährlich werde; durch welche Geschichte sein Ruhm begründet war, erfahren wir leider nicht. Aber es entspricht dem wogulischen Wort *šuorp*, *šorp*, das den Elch bezeichnet[165] und dessen mythische Vorgeschichte wir kennen; die des *śarabhaḥ* wird ähnlich gewesen sein.

Auch die Sage von Herakles und der kerynitischen Hindin ist ein Abkömmling unseres alten Mythus. Wir wollen nicht offene Türen einrennen mit dem Nachweis, dass die Griechen einen Mythus, der im eurasischen Norden so alt, so wichtig und so reich entwickelt war und der dort bis in unsere Tage hinein lebendig geblieben ist, sehr wohl haben übernehmen oder aus älteren Wohnsitzen in ihre geschichtliche Heimat haben mitbringen können; auch sei nur eben daran erinnert, dass die 'Entmythisierung', wie sie hier zu beobachten war, bei den Griechen durchaus nicht eine vereinzelte Erscheinung darstellt. Aber da wir mit dieser Behauptung im Gegensatz zu dem hochverdienten Carl Robert stehen, ist es nötig, seine Ansicht zu prüfen. Für Robert ist die Sage von der Hindin die ältere Form des Hesperidenabenteuers, nächstverwandt mit jenem berühmten Märchen, in welchem ein Jäger durch einen schönen Hirsch immer weiter gelockt und schliesslich in ein paradiesisches Land geführt wird, wo ihm Jahrhunderte vergehen wie ein Tag; und die den Herakles führende Hindin

---

[163] Karjalainen a.O. 3, 25 nach Gondatti (1888).

[164] Harva 202, nach E. I. Titov, in: Sibirskaja Živaja Starina 1 (Irkutsk 1923) 96 (russ., mir unzugänglich). Die Frage sei nicht unterdrückt, ob die kleinen 'skythischen' Kunstwerke, die Hirsch- und Eberkeulen darstellen (Alföldi a.O. Abb. 17 S. 414. 416f.), etwa in diesen Zusammenhang gehören könnten.

[165] H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen (1922) 57. Walde-Hofmann, Latein. etym. Wörterb.[3] (1938) 208 s.v. *cervus*. Altheim, Weltgesch. Asiens 2, 198f.

wäre Artemis selber gewesen[166]. Diese Deutung stützt sich ausschliesslich auf ein schwarzfiguriges Vasenbild (unsere Tf. 14, oben); aber hier ist das Tier, im Widerspruch zu den Sagendarstellungen dieser Zeit, klar als männlich gekennzeichnet, ist also keinesfalls Artemis; übrigens pflegt sich im Märchen der göttliche Führer am Ziel irgendwie zu offenbaren. Und wenn der Maler gerade den Augenblick wählte, wo Herakles «sich ruhig zum Gehen wendet»[167], so hat er einen Moment getroffen, der für das Paradiesmärchen mindestens nicht charakteristisch war. Was das Bild in Wirklichkeit darstellt, wüssten wir freilich nicht zu sagen; die kerynitische Hindin bei den Hesperiden hat der Maler kaum gemeint[168].

Noch schwerer fällt etwas anderes ins Gewicht. Ursprünglicher Sinn der Sage ist nach Robert die Führung des Helden in ein paradiesisches Jenseits durch ein göttliches Tier; die Version, der Held habe das Tier getötet, würde diesen ursprünglichen Sinn, sagt Robert, in sein gerades Gegenteil verkehren[169]. Aber eben diese Tötung schildert ja der älteste griechische Zeuge (oben S. 127f. mit Abb. 5), und der älteste in zusammenhängenden Worten sprechende Zeuge erzählt, der Held habe das Tier bis ans Nordende der Welt gejagt (oben S. 131), beides in Übereinstimmung mit unserm alten Mythus. Wir brauchen also nicht eine radikale Umkehrung anzunehmen, die unheimlich bleibt, auch wenn Robert versichert, solche kämen «in der Mythenentwicklung öfters vor», und man wird zugeben müssen, dass unsere Annahme den ältesten Zeugen besser gerecht wird. Ja, sie vermag vielleicht noch eine weitere Eigentümlichkeit unserer Überlieferung zu erklären. Auf dem Vasenbild Tafel 15 (unten) sieht man den Herakles angelegentlich damit beschäftigt, der Hindin das (wohl golden gedachte) Geweih abzubrechen. Einem redlichen Weidmann gibt das einen Stich ins Herz; was ist das für ein unmöglich barbarisches, rohes Tun! Aber merkwürdigerweise wird Herakles immer wieder dargestellt, wie er das Gehörn der Hindin packt; das geht von der geometrischen Fibel (Abb. 5 S. 127) über Lysipp (oben Anm. 139) bis in die Spätzeit (Tf. 15 oben). Sollte das Motiv, das mit so eigentümlicher

---

[166] Robert, Archäol. Hermeneutik (1919) 273f.; ders., Griech. Heldensage 1 (1920/21) 451. Robert folgt einer Vermutung von Ed. Gerhard.

[167] Robert, Heldensage a.O.

[168] Pindar (oben S. 131) redet von den Hyperboreern, nicht von den Hesperiden; die Lokalisierung der Hesperiden, der Töchter des westlichen Abends, im Norden (Robert a.O. 490) ist kaum volkstümlich, sondern gelehrte Spekulation. Gegen die Verwandtschaft mit dem Märchen auch Wilamowitz, Pindaros 239; vgl. oben S. 129. – Über einen Deutungsvorschlag von Schefold s. unten S. 199.

[169] Robert a.O. 449.

Zähigkeit in der bildlichen Überlieferung haftet, inhaltlich bedeutsam sein? Sollte das durch die Roheit der dargestellten Geste auffallende Vasenbild einen ursprünglichen Sinn wiedergeben? Wir erinnern uns, dass der Held des alten Mythus, um dem Tier eine dem Menschen erreichbare Grösse zu geben und es ihm handgerecht zu machen, recht gewalttätige Mittel hat brauchen müssen; er hat es zerrissen, zerstükkelt, ihm Glieder abgeschlagen usw. (oben S. 133. 136f.)[170].

Wir halten hier inne. Mag einiges sich geklärt haben, mag eine Beziehung von Herakles' Abenteuer mit der Hindin zum Tun des heroischen nordischen Schneeschuhjägers wahrscheinlich geworden sein, des Dunklen und Rätselhaften bleibt immer noch genug; wie könnte es anders sein! Die Frage zum Beispiel, warum das gejagte Tier in der Heraklessage weiblich sei – in den nordischen Mythen ist es, soweit wir sehen, männlich – diese Frage scheint, trotz kühnen und klugen Versuchen, noch nicht überzeugend beantwortet zu sein[171].

---

[170] Der Vorschlag sachkundiger Freunde, in der Bilderzählung eine Ätiologie für die Geweihlosigkeit der Hindin zu erkennen, will uns nicht einleuchten.

[171] Kühne, doch erwägenswerte Vorschläge bei Pschmadt (oben Anm. 135) 15 und bei Alföldi (oben Anm. 157) 411f.; vgl. auch Minns (oben Anm. 140) 57f.